

Грух



Roman
von
Labundo

SPUK



Roman von Klabund

Zweite Auflage, Erich Reiß Verlag, Berlin 1922

Der Sturm
Die Äste beugt
Und der Rabe singt.
So wandert das Wetter Gottes
Zu den Sternen
Hölderlin

Geschrieben im Fieber einer Krankheit,
Januar bis April 1921

I.

Die Unterwelt

Ich hatte ein Gesicht. Aus meinem Unterbewußtsein hob sich die Unterwelt nach oben. Der Acheron brauste. Charon, der Höllenfährmann, landete mit seinem Kahn. Der Kahn knirschte im Sande. Charon sprang ans Ufer. Er fluchte:

„Da lande ich in der Hölle – mit einem leeren Kahn. Nicht eine schlechte Seele wartet heute an der Überfahrt. Seit Jesus Christus dem Menschen erschienen ist, liegt mein Hand- und Höllenwerk über brach.“

Er wühlte im Beutel, der ihm am Gürtel hing.

„Mein Beutel ist leer. Nicht ein Fährgpfennig. Zum Teufel mit der Tugend der Menschen, wenn ich dabei zugrunde gehe. Ich hasse diesen Christus, ich hasse Gott, ich hasse die Güte, die Sanftmut, die Opferbereitschaft, die Wahrheit und die Liebe.“

Er schlug das Höllenzeichen und schrie:

„He, Pluto, Höllenfürst, erscheine! Charon, der Höllenfährmann, wünscht dich in dienstwilliger Ergebenheit zu sprechen.“

Es donnerte. Die Nebel der Unterwelt teilten sich. Ein Blitz riß die Dunkelheit mittendurch wie einen schwarzen Samtvorhang, und Pluto wurde sichtbar auf feurigem Thron. Charon beugte das Knie:

„Voll Betrübniß und Bitterkeit erscheine ich vor Deiner Majestät. Treu und unablässig diene ich dir seit Tausenden von Jahren. Millionen Seelen hab ich über diesen dunklen Fluß gefahren zu dir: daß sie auf ewig deine Sklaven seien. Auf der Erde herrschten deine finsternen Dämonen, deine Furien und Geister, und schickten Seele auf Seele herab. Dann aber ist ein Wunder über die Welt gekommen: Gott sandte seinen einzigen Sohn, begleitet von Scharen der silbernen Cherubim und Seraphim. Sie hatten keine Waffen in den Händen als Lilienstengel und Sonnenblumen. Aber sie schlugen deine fauchenden Furien in die Flucht. Gottes Sohn weckte das Gewissen der Menschheit. Der Mensch, so lange unserem finsternen Wesen verfallen, beginnt, Gottes Geschöpf zu werden. Mein Kahn fährt täglich weniger Seelen, und heute war er völlig leer. Es steht schlecht, Pluto, um deine, um meine, um unsere Sache.“

Pluto schüttelte sein Schlangenhaupt.

„Ich lobe deinen Eifer, Diener des Bösen.“

Und seine Stimme kreischte, wie wenn tausend Maulesel schreien. „Ihr Furien, ihr Erinnyen, ihr Dämonen, ihr Teufel und Teufelinnen, herbei! Pluto, Euer Fürst und Gebieter, ruft Euch!“

Unter Donner und Blitz erschienen die geifernden Geister und flatternden Furien.

Pluto hob das Szepter: einen Stab, aus dem Baum der Erkenntnis geschnitzt, und um den Stab ringelte sich eine lebende Otter mit einem kleinen Menschenkopf:

„Vernehmt, was ich Euch zu sagen habe. Charon, der Höllenfährmann, beklagt sich, daß sein Kahn täglich geringere Seelenfracht führe. Mit Unwillen erfahre ich, daß Euer Eifer im Dienst des plutonischen Reiches nachgelassen.“ Er schwang sein Szepter: „Hütet Euch, ihr Pflichtvergessenen!“

Ein Teufel wagte zu flüstern:

„Allzumächtig ist die Gewalt des Guten –,“

Pluto fuhr auf:

„Nicht mächtig genug, daß wir sie nicht zu brechen vermöchten. Fahrt auf die Oberwelt. Bedient Euch jeglicher Gestalt: sei du ein Pfaffe, du ein König, du ein Philosoph, du ein Reichstagsabgeordneter, du ein Feldherr, du ein Börsenmakler, du ein Bauer, du ein Kohlenbaron, du ein Schankwirt, du ein altes Weib, du eine Dirne: scheut kein Mittel, die Menschen zu jeglicher Untat, zu Mord, Diebstahl, Raub, Krieg, Unzucht, Lug, Trug, Haß und Heuchelei zu verführen. Lehrt sie, das Unterste nach oben, das Oberste nach unten kehren. Lehrt sie das Hohe erniedrigen, das Niedrige erhöhen, daß sie verderben und ihre Seelen zur Hölle taumeln ... Fahrt von hinnen. Du aber, oberster der Teufel, Satanas, verbleibe, da ich dir einen besonderen Auftrag zu geben habe.“

Die Dämonen entschwanden unter Heulen und Zischen.

Ich aber trat an Plutos Thron, neigte das Knie, über das sich der rote Mantel, der Mantel des Henkers, bauschte und sprach: „Was wünschst du, Herr der Hölle, von deinem ergebensten Knecht?“

Pluto sprach:

„Mir ist berichtet von einem Mädchen, bald Maria, bald Marianne geheißen. Sie ist über alle Begriffe schön und sanft. Ihr Wille will das Gute, aber ihre Jugend ist beschwert mit Ahnungen, Wünschen und Gedanken. Sie ist Wachs in der Hand eines entschlossenen Formers. Derart Überschwengliches haben meine Geister mir von ihr berichtet, daß mich ein heftiges Verlangen anwandelt, diese Seele zu besitzen und

ganz mein eigen zu nennen. Ich gedenke, sie zu meiner Gemahlin zu erheben. Du, Satan, sollst mein Brautwerber sein.“

Ich neigte das Knie, und der rote Mantel rauschte:

„Ich werde es an keiner Verführung und Verlockung mangeln lassen. Pluto wird seinen untertänigsten Diener loben.“

Pluto wandte sich an Charon:

„Und du, Charon, bist du's zufrieden?“

Charon nickte:

„Ich bin's, Fürst der Hölle. Mein Schiff wartet. Ich bin gerüstet.“

II.

Das Haus mit den Eselsköpfen

Geboren bin ich in dem Haus mit den beiden Eselsköpfen. Es steht in einer windschiefen Seitengasse der Stadt, mit dem Giebel nach vorn.

Wenn ich den Kopf zur Dachluke herausstreckte und mein Vater hantierte zufällig auf der Straße, schrie er:

Da stecken ja drei Esel die Köpfe heraus!

Ich zuckte die Schultern und lachte unhörbar.

Ich war weder beleidigt noch gekränkt. Ich hatte von früh eine zarte Zuneigung zu den grauen, gutmütigen aber auch boshaften Einhufern.

Als einst der Esel der Molkerei geschlagen wurde, warf ich mich zwischen ihn und seinen Peiniger und fühlte die Peitsche um meine Ohren sausen.

„Verrecken sollt Ihr Menschen“, schrie ich, „insgesamt verrecken.“

Ob meine Eltern mich liebten, weiß ich nicht. Vielleicht mein Vater. Meine Mutter haßte mich, denn sie hatte keine Kinder gewollt, und ich kam ihr sehr unerwünscht. Wenn ich bei Tisch saß und sie sprach mit mir, sprach und sah sie immer an mir vorbei.

Ich kann mich nicht entsinnen, je einen Blick von meiner Mutter empfangen zu haben, und noch heute weiß ich nicht, ob sie blaue oder braune oder schwarze Augen hatte.

Ich hatte einen Hang ins Weite, in die Ferne, in die Unendlichkeit – und einen Hang zum Nächsten, zur Enge, zur Geborgenheit.

Krieger war ich und Friedlicher zugleich.

Als ich fünf Jahre alt war, ging ich vor ein Spielwarengeschäft. Dort stand ein kleiner Esel auf Rädern. Ich zog ihn an seiner Schnur hinter mir her, marschierte durch die Stadt, über die Brücke, dann die Chaussee entlang.

Die Chausseearbeiter riefen mir Worte zu und nach, die ich nicht verstand.

Die Sonne brannte.

Ich marschierte, die Räder an den Eselsbeinen klirrten.

Ich wurde von einem Bauern aufgelesen, der zur Stadt fuhr und mich von des Vaters Geschäft her kannte.

Er hob mich samt meinem hölzernen Esel auf den Wagen und brachte mich heim.

Da ließ ich den Esel vor der Haustür stehen, ging auf den Boden und legte mich auf den Torf, der in einer Ecke aufgeschüttet lag. Es war dunkel wie in der Nacht. Ich schloß die Augen. Nun war ich nur noch durch Geräusche mit der Welt verbunden. Ein Hund bellte. Ein Kater fauchte. Der Flügel einer Fledermaus rauschte. Auf dem Hof klang der Mörser, den mein Vater stampfte. Wagen rollten. Erwachsene riefen sich allerlei sinnlose Laute zu. Kinder, nicht älter als ich, lachten und weinten.

Ich lag außerhalb dieser Welt, ganz für mich allein.

Nur die beiden Eselsköpfe und der verlassene hölzerne Esel auf der Straße, mein Statthalter draußen in der Welt, waren die Mitwisser meiner stummen Geheimnisse.

Sie aber verstanden zu schweigen – wie ich.

III.

Die Blutsbrüderschaft

Wer war mein Freund?

Der Esel von der Molkerei oder der verstaubte Kastanienbaum im Hof, der aussah, als hätte er lange auf dem Speicher gestanden, weil ihn ein Kunde bestellt und nicht abgeholt.

Wer war meine Freundin?

Irgendeine Wolke oder glitzernde Mücke oder eine weiße Welle im bewegten Strom

Meine erste Begegnung mit einem Menschen meines Alters verlief so. Ich hatte zum Geburtstag einen Matrosenanzug und eine Matrosenmütze geschenkt bekommen. In dieser Tracht ging ich, einen kleinen aus Borke geschnitzten Kahn auf den Armen, über die Aue zur sogenannten Gänselache. Dort setzte ich mich ins Gras und ließ den Kahn schwimmen. Es dauerte nicht lange, so stand neben mir ein Junge meines Alters, aber völlig verwildert und verlaust, mit einem bösen Blick in den Kateraugen. Er plantschte mit seinen nackten Füßen im Wasser. Seine Augen streiften meine Uniform.

„Schenk mir die Mütze“, sagte er plötzlich unvermittelt.

Ich wußte nichts darauf zu erwidern und schwieg.

Da zog der Junge aus der hinteren Hosentasche, ganz wie ein Großer, ein Messer und ging auf mich los.

Ich erschrak derart, daß ich den Bindfaden fahren ließ und der Borkenkahn, den ich mit vieler Mühe geschnitzt, in einem Strudel verschwand.

Schon glaubte ich das Messer im Hals zu spüren, als ich die Stimme eines Erwachsenen hörte. Ich muß gestehen, daß ich sie, trotzdem ich gleichsam in Todesgefahr schwebte, höchst ärgerlich aufnahm. Erwachsene haben eine unleidliche Art, sich mit hochfahrender Geste in die Geschäfte und Beschäftigungen der Kinder zu mischen, die sie erstens nichts angehen und von denen sie zweitens nichts verstehen.

Ich blickte auf und sah den Schuster Leidl, einen übelbeleumdeten Menschen, wie er dem zerlumpten Jungen das Messer entriß und es in den Fluß warf. Der Junge biß ihm die Hand blutig. Aber der Schuster lächelte nur und sprach die Worte, die er immer zu sprechen pflegte und die ihm die Straßenbengels nachriefen: „Nicht böse sein ...!“

Dann lächelte er, das erste Lächeln, das ich auf einem Menschenantlitz

erscheinen sah und sprach:

„Was kann der Junge dafür, daß sein Vater Geld hat und der deine keins?“

Und zu mir sprach er:

„Du hast dem Jungen Unrecht getan, ohne daß du es weißt. Gib ihm die Hand.“

Ich machte erstaunt den Mund auf und begriff ganz und gar nicht, was der Schuster meine. Der Junge war mit dem Messer auf mich losgegangen, und ich hätte ihm Unrecht getan?

Aber ich gab dem Jungen, von Zweifeln zernagt, die Hand, in die jener widerstrebend einschlug.

„Spielt nun zusammen!“ sagte der Schuster und ging von dannen.

Da saßen wir nebeneinander am Ufersand.

Ich sah ihn an, da senkte er den Kopf.

Er sah mich an, da senkte ich den Kopf.

Schließlich kam ein Gedanke über mich. Ich nahm die Mütze vom Kopf und sagte:

„Da hast du die Mütze. Ich schenke sie dir.“

Er schien in meine Aufrichtigkeit Zweifel zu setzen.

„Wenn du aber lügst? – Die Menschen lügen alle.“

„Du kannst meine Matrosenmütze haben. Ich mag sie gar nicht.“

Ein bitterer Geschmack im Munde verzog sein Gesicht.

„Also, weil du sie nicht magst, darum ist sie gut für mich.“

„Nein, nein“, ich schämte mich, „ich mag sie sehr gern, denn ich habe sie heute zum Geburtstag bekommen.“

Da nahm sie der Junge, setzte sie auf, sprach:

„Ich heiße Munk und bin der Sohn des Metzgers Munk.“

Ich nannte ihm meinen Namen, verschwieg aber den Beruf meines Vaters, der an Wucht und Wichtigkeit es mit dem eines Metzgers und Schlächters nicht aufnehmen konnte, wenn er auch mehr Geld verdiente.

„Wir wollen Blutsbrüderschaft schließen“, sprach Munk. „Verdammt“, er runzelte die Stirn wie ein Erwachsener, „da hat dieses Schwein, welches man schlachten müßte, da hat dieser Schuster Leidl mein Messer in den Fluß geworfen. Nicht böse sein, nicht böse sein“, äffte er den Schuster nach. „Nur böse sein! nur böse sein!“ brach er aus. „Das, was mein Vater den Tieren antut, den Menschen antun. Jawohl. Da kommt dieser Schuster, der sein Geschäft versoffen und seine Frau zu Tode geprügelt hat, und will unsereines Mores lehren.“

Er sagte: Mores lehren. Weiß Gott, wo er das aufgeschnappt hatte. Er ging suchend am Ufer hin.

Aus dem seichten Strandgewässer ragte Schilf. Er bog ein Rohr zu sich heran und brach es so geschickt, daß eine Spitze erschien. Mit dieser bohrte er sich ein kleines Loch in den Oberarm, bis das Blut kam.

„Da trink!“ sagte er.

Und ich trank sein Blut.

Es hatte einen faden, süßlichen Geschmack.

Hätte ich es nie getrunken!

Danach brachte er mir eine kleine Wunde bei und trank das meine. „Jetzt sind wir auf ewig verbunden, wir sind Blutsbrüder“, sagte Munk und sah mich sonderbar von der Seite an. „Besuch mich doch mal, wenn wir Schlachttag haben.“

IV.

Das Nachtpfauenauge

Es ist halb zwölf Uhr mittag. Ich sitze an meinem Tisch. Ich habe nur einen Tisch: er ist mein Arbeits-, mein Spiel-, mein Eßtisch. Die kleine gelbe Lampe brennt: mein Zimmer geht nach hinten auf den Hof und hier wird es nie Tag. Auf dem Hof stehen die seit vielen Wochen nicht abgeholtten Mülleimer. Die Müllkutscher streiken. Ich darf das Fenster kaum öffnen, sonst weht der Wind eine gelbe, samumähnliche, übel duftende Wolke in mein Zimmer. Ich bin sehr früh aufgestanden heute. Sonst pflege ich bis zwei, drei, ja manchmal bis vier, fünf im Bett zu bleiben.

Das heißt: ein Bett besitze ich nicht. Dazu hat das Zimmer keinen Platz. Es ist eine Art Schlafsofa.

Es ist kalt im Zimmer. Draußen pfeift der Ostwind. Das gelbe Licht der Lampe tut mir wohl. Es erinnert mich an ein Zimmer weit unten im Süden, wo man nicht fror und wo der gleiche gelbe Lampenschirm um die Lampe hing. Maria selbst hatte ihn aus einem Fetzen Seide zurechtgeschnitten. Seitdem ist mir die Sonne zuwider und dieses gelbe Licht mir grade recht.

Bis jetzt hielt ich die Augen geschlossen. Nun öffne ich sie und sehe ein wenig verwundert mich wieder in die Welt gestellt. An der Wand ein Kupferstich: Liebesfrühling. Ein Portokassenkavalier in römischer Tunika, der sich über ein etruskisches Barmädchen neigt. Ein Bücherschrank mit einer Glastür, dahinter man die Büchertitel lesen kann. Der Schrank ist stets verschlossen. Denn die Bücher gehören meinem Wirt.

Das Zimmer riecht ein wenig nach aromatischem Essig; damit reibe ich mich früh ab, weil ich des Nachts leicht in Schweiß gerate.

Es hat vorhin geklingelt, und ich habe das Gefühl, daß irgendein Telegramm oder ein Expreßbrief für mich auf dem Korridorortisch liegt. Ich habe dem Mädchen verboten, mich zu stören. Soll ich nachsehen? Es ist wohl gleich. Manchmal mache ich Telegramme vier Wochen nicht auf. Vielleicht ist das Haus mit den Eselsköpfen eingestürzt oder eine Brandkatastrophe hat es verheert. Es ist mir alles gleich. Womit ich keine Banalität gesagt haben will. Sondern: es – ist – alles – gleich. Ich bin mein Schicksal, und dieses Telegramm wird mich so wenig aus dem Gleichgewicht bringen wie der Tod eines geliebten Menschen oder mein eigener Tod. Ich bin über den Tod und über mich hinaus. Ich habe zu viel gelitten. Es ist alles nur noch da, mich zu bestätigen: der Ostwind, der aromatische Essig, die gelbe Lampe, die geliebte Frau, der Tod.

Als ich Maria zu lieben begann, da wußte ich mit einer schmerzlichen, bitteren und süßen Gewißheit vom ersten Tage an: daß ich sie töten würde. Töten: ohne Absicht, ohne Bewußtsein um Zweck und Ziel. So wie

Munk mich hatte töten wollen, als er mit einem Messer auf mich losging, weil ich um eine Antwort verlegen war.

Das Schicksal stellte eine Frage an mich, und ich tötete Maria – weil ich um eine Antwort verlegen war. Ich wehrte mich mit aller meiner seelischen Kraft gegen die Todeswünsche, die ich gerade in den holdesten Augenblicken der Erfüllung und Vollendung für sie hatte. Als wäre es gestern geschehen, so erinnere ich mich jener Sommernacht am Silbersee. Ein betäubender Wohlgeruch von Blumen und Sternen lag in der Luft. Die Blumen strahlten. Die Sterne dufteten. In meinen Ohren zirpen noch die sommerlichen Grillen. Wir lagen auf der Veranda, nur in die veilchenblaue Dämmerung gehüllt. Maria lächelte, daß ich ihr Lächeln körperlich spürte: »So glücklich bin ich, daß dieses Glück nicht dauern kann.« Ich wandte den Kopf.

Der gleitende Flügel eines Nachtpfauenauges hatte mich berührt.

V.

Der steinerne Gast

Ich zog mir meinen Mantel an und ging auf die Straße.

Der erste Schnee hatte das Pflaster mit einer dünnen weißen Glasur überzogen. Die Engel im Himmel zupften Scharpie. Es gab so viele Wunden zu verbinden: in allen Welten, bei allen Wesen: dies- und jenseits. Am Halleschen Tor kaufte ich bei einer Zeitungsverkäuferin, wegen ihres roten Gesichtsausschlages Tomate genannt, eine Zeitung. Die neuesten politischen Ereignisse interessierten mich nicht, ich blätterte nur hinten im Anzeigenteil nach den Trauerannoncen, ob einer gestorben sei, der meinen Namen trüge. Ich bin abergläubisch wie ein Wilder. Der Tag fing mit einer schlimmen Vorbedeutung an. In der Tat: es war jemand gestorben. Der Direktor einer Aktiengesellschaft. Fünf Nachrufe waren abgedruckt: von der Familie, dem Aufsichtsrat, den Beamten, dem Büropersonal, der Arbeiterschaft. Fünfmal las ich meinen Namen mit einem Trauerrand umgeben. Ich nahm den Hut ab. Die Tomate meckerte: „Sie werden sich den Kopf erkälten, Herr. Es schneit.“ Ich bog in die Belle-Alliance- Straße. Der Friedhof lag mitten in der Stadt, wie eine mittelalterliche Festung von einer roten Mauer umgeben. Noch im Tode werden die Menschen kaserniert. Außerhalb der Mauern haben, im Leben wie im Tode, nur die Verfemten, die Verbrecher, die Mörder und Juden ihre Stätte. Ich klinkte das verrostete Friedhofstor, das sich ächzend in den Angeln drehte wie eine überjährige Tänzerin. Ich schritt den Hauptgang entlang. Alle Gräber hatte der Schnee mit zartem, weißem Spitzentuch bedeckt. Ihr Benedeiten! Ihr Seligen! Ihr ruht! Ich taumle, fiebere, brenne noch immer. Ihr himmlisch Kühlen! Paradiesisch Schweigsamen! Ich fühle eine Schlinge um meinen Hals, eine Schlange um meinen Hals wie ein Derwisch. Die Schlinge über das Horn des Mondes geworfen – und die Erde muß von hoch oben betrachtet tief unten aussehen. – Ich spürte, daß ein Schatten hinter mir her war. Der Friedhof menschenleer.

„Wer bist du?“ rief ich.

„Weder Freund noch Feind“, tönte die Antwort.

Ich wagte nicht, mich umzusehen.

„Du verfolgst mich.“

„Du ziehst mich hinter dir her.“

Ich verließ die Hauptallee und trat in einen Seitengang, der bis zur Mauer führte. Dort an der Mauer lag ein Grab, das ich liebte und fürchtete. Das ich seit Monaten nicht mehr besucht hatte. Eine weiße Marmortafel wies den Namen: „Maria“, sonst nichts.

Ich setzte mich auf die Umfassung des Grabes.

Der Schnee fiel auf die Erde, durch die Erde auf den Sarg, durch den Sarg auf das Herz. Schnee fiel auf das Herz.

Der Schatten stand drohend hinter mir.

Drüben auf der Straße, über der roten Mauer, war ein Fenster offen. Eine Klavierlehrerin übte mit einem Zögling die Don-Juan-Ouvertüre.

„Hier liegt Donna Anna, Donna Maria begraben“, sagte der Schatten. Ich spürte seinen eisigen Atem im Nacken. „Du hast sie unter die Erde gebracht. Hüte dich, daß der steinerne Gast dich nicht zum Totenmahl ladet.“

Ich blickte auf.

Neben mir stand die steinerne Statue eines Roland über einem Soldatengrab. Der steinerne Ritter musterte mich feindselig. Jetzt bewegte er die Wimpern. Ich hörte seine Rüstung knacken. Sein Auge blinzelte schwer gegen das Schneelicht. Dann hob er schwerfällig und plump die Beine und stieg vom Sockel. Das Schwert in seinen beiden Armen erhoben, wankte er auf mich zu. Schreiend sprang ich auf und floh in der Richtung des Ausgangs. Am Portal hielt ich atemlos inne. Das Geklingel einer vorbeifahrenden Straßenbahn beruhigte mich. Wie lächerlich ich war. Daß ich meine Nerven schon gar nicht mehr in der Gewalt hatte. Ich fieberte. Vermutlich darum sah ich schon am hellen Tag Gespenster.

Ich sah mich vorsichtig um.

Der steinerne Gast war mir gefolgt.

Das Herz stand mir still. Ich konnte ihm nicht mehr entgehen. Er trat auf mich zu:

„Darf ich um Feuer bitten?“

Es war der Friedhofswächter, eine kurze Pfeife im Mundwinkel. Er trug einen weißen Schafspelz.

VI.

Die transparente Dame

Am gleichen Abend erlitt ich gegen zehn Uhr im Kabarett „Grüner Pinsel“ ganz plötzlich jenen Blutsturz, über den die Presse ja berichtet hat – übrigens in einer Weise, die mich nicht sehr geschmackvoll berührte. Der Komiker Kontack, ein Mann mit einem Holzkopf, aber mit einem goldenen Herzen, sang gerade das populär gewordene Schiebercouplet vor einem Auditorium von Schiebern, das sich rasend gebärdete und den Refrain heiser mitbrüllte.

Da geschah es.

Ich saß im Publikum. Man kannte mich nicht. Ich hatte die Hände an die Stirn gelegt und fühlte mein Blut hämmern: da sah ich zwei Augen auf mich gerichtet, von denen ich wußte, daß sie mich schon lange gesucht hatten. Vielmehr: ich sah diese Augen zuerst nicht, sondern ich spürte, daß zwei Augen im Saal die meinen sehen wollten. Wenn du hinsiehst, sagte ich mir, so geschieht etwas. Die Decke fällt ein. In Berlin bricht die Pest aus. Europa geht unter. Du bekommst einen Herzschlag. Oder du bist gezwungen, vor diesen Augen, vor diesem Publikum zu exhibitionieren. Irgendetwas Fürchterliches, Unvorstellbares würde geschehen. Denn diese Augen sind die einzigen Augen, vor denen ich nicht bestehen kann. In diesen Augen liegt: mein ganzes Leben. Meine Schuld. Meine Sehnsucht. Meine Verzweiflung, meine Liebe, mein Verbrechen.

Diese Augen sind i h r e A u g e n.

Und es schauderte mich, wenn ich daran dachte: daß sie ja tot sei – aber ihre Augen noch am Leben sein müßten, denn diese Augen waren scharf, hell und klar auf mich gerichtet.

Augen an sich, so meditierte ich aber sofort, vermögen nicht zu leben. Augen schweben nicht in der Luft wie Schmetterlinge, obgleich diese Augen etwas Falterhaftes an sich hatten. Augen, wenn sie sehen sollen, müssen in einem Menschenkopf sitzen, müssen durch den Sehstrang und Sehnen mit dem Hirn verbunden sein. Augen sind nicht an sich da.

Diese Meditation gab mir den Mut, mit einem Ruck in i h r e A u g e n zu sehen – und ich mußte über meine Furcht, meine Beklemmung lächeln. Die Augen, in die ich sah, lächelten mir liebend und lieblich zu. Sie gehörten einer jungen Dame von etwa achtzehn Jahren, die ein paar Tische von mir entfernt saß mit einem Herrn, dessen Gesicht sich verbarg, weil es von dem breiten Rücken eines dicken Lederhändlers oder derben Butterschiebers verdeckt war. Da hörte ich, wie sie halblaut zu ihrem Partner, mit einem schnellen Blick zu mir, sagte:

D a s i s t e r –

Der Schweiß trat mir auf die Stirn.

Was bedeutete dieser Ausspruch?

Was wußte die mir völlig unbekannte Dame, daß sie es wagen konnte – war sie eine Detektivin? Die Kriminalpolizei soll sich neuerdings modernisiert haben: vielleicht war die junge blonde Dame ein Detektiv.

Da begann das Publikum zu klatschen, die Dame klatschte heftig mit, indem ihre Blicke mich mehrmals leise streiften, und nun wußte ich, was sie mit ihrem mysteriösen Ausspruch gemeint hatte – ich war wirklich schon recht nervös, daß ich hinter den einfachsten, klarsten Vorgängen Doppeldeutigkeiten und Doppelsinn suchte. –

Kontack hatte ja soeben ein Couplet von mir gesungen, und daß die Dame mich, vielleicht vom Kabarett her, da ich selbst in meinen Couplets aufzutreten pflege, kannte: das war nicht gar so erstaunlich. Es kannten mich wohl noch mehr Leute im Saal, das heißt: man kannte mich ganz oberflächlich. Von meinem wirklichen und wahren Leben hatte niemand auch nur die geringste Ahnung oder Vorstellung. Ich mußte im Gedanken daran, daß niemand mich kannte, laut lachen, was einige Gäste veranlaßte, entrüstet „Pst“ zu rufen. Ich dämpfte mein Lachen zu einem Lächeln, das ich zu jener blonden Dame hinüberschickte und erhob mein Weinglas, um ihr heimlich zuzutrinken.

Sie bemerkte den Gruß und erwiderte ihn leicht. Ein hübsches Abenteuer, dachte ich mir. So ganz mein Geschmack. Sie ist jung, schlank, blond, und da sie weiß, wer ich bin, wird sie auf mich fliegen. Es wird keine Schwierigkeiten und langen Auseinandersetzungen geben. Dafür bin ich nicht zu haben. Es blieb bloß noch zu bedenken, wie ich sie von dem Mann am Tisch loszureißen vermöchte.

Plötzlich stand sie auf.

Ah! ein erfreuliches Zeichen. Famos, das läßt sich gut an. Sie warf mir einen Blick aus saphirblauen Augen hinter langen Wimpern zu und schritt – sie saß am rechten Tisch an der Bühne rechts – vom Bühnenlicht hell aus dem dämmerigen Zuschauerraum gehoben, an der Bühne vorbei.

Und da geschah es.

Sie hatte das Licht im Rücken.

Jetzt wandte sie mir die Vorderseite zu, nachdem ich sie einige Schritte im Profil gesehen.

Und ich sah, das Blut erstarrte und gefror mir in den Adern, die Dame völlig transparent. Ich sah durch ihre Kleider und ihr Fleisch hindurch und ich sah nur: ein Skelett und einen Totenkopf, und in dem Totenkopf brannten i h r e A u g e n.

Ich hatte mich ursprünglich erhoben, ihr zu folgen, da fühlte ich plötzlich, wie das starre Blut in meinen Adern sich löste, ein Feuerstrom begann in mir zu rasen, im Nu hatte ich den Mund voll heißen Blutes, das aus der Tiefe meines Leibes stieg, als wäre ich ein Vulkan, und schon brach auch der Blutstrom über meine Lippen und mitten im Kabarett fiel ich der Länge nach wie ein Klotz zu Boden.

VII.

Das blutende Herz

Als ich erwachte, fand ich mich in einem dahinjagenden Auto. Ist dies etwa eine Kinoaufnahme und fährt das Auto vielleicht gar nicht wirklich und wird es vielleicht nur von zwei Männern hin und her geschaukelt, um die Illusion des Fahrens hervorzurufen?

Ich beugte mich ein wenig nach vorn.

Ich sah den Chauffeur durch das Glasfenster. Sah Häuser und Bäume und Menschen und Haltestellen der Straßenbahn vorüberlaufen.

Das Auto fuhr wirklich.

Ich lehnte mich im Polster zurück – da spürte ich eine Hand auf meinem Hinterkopf.

Ich wandte mich zur Seite:

Eine mir völlig unbekannte Dame saß mit mir im Auto. Ich wollte sprechen, da legte sie den Finger auf die Lippen zum Zeichen, daß ich schweigen solle.

Und da spürte ich auf einmal einen faden süßlichen Geschmack im Munde – wie damals, als ich mit Munk Blutsbrüderschaft getrunken hatte – und nun besann ich mich wieder: Ich hatte im Kabarett einen Blutsturz gehabt – aber was war vorher gewesen?

Ich konnte mich nicht besinnen.

Ich schloß die Augen. Schlug sie wieder auf und bemerkte, daß noch ein dritter im Auto anwesend war: ein Herr, dessen Züge ich nicht zu enträtseln vermochte, weil er im Schatten der Dame saß.

Durch einen zarten Händedruck wurde ich an ihre Anwesenheit erinnert. Ich erwiderte den Händedruck zärtlich. „Wer sind Sie, die Sie sich meiner so liebevoll annehmen?“

Die Dame legte die Finger an die Lippen:

„Sprechen Sie nicht! Sie müssen sich schonen. Übrigens geht es Sie nichts an, wer Sie lieb hat.“

Und aus dem Dunkel tauchte die Stimme des Herrn:

„Hyacinthe, sage dem Herrn, er soll schweigen. Wenn er redet, wird er wieder einen Blutsturz bekommen.“

Ich schwieg, denn diese Stimme hatte einen Klang, der zum Schweigen fast zwang. Sie klang aber weder angenehm noch peinlich, weder gut noch böse, weder schön noch häßlich, sondern gänzlich irrelevant.

Ich sah aus dem Fenster.

Das Auto fuhr durch den Tiergarten.

Schnee lag auf dem Rasen und Eis hing an Zapfen von den Bäumen.

Schnee mildert den Schmerz, dachte ich, und wußte nicht, warum ich das dachte.

Schnee fällt aufs Herz wie Erde auf den Sarg und wie Tränen aufs Sterbebett.

Ich zermarterte mir den Kopf.

Einmal müssen Tränen am Sterbebett geflossen sein. Einmal muß Erde auf den Sarg gefallen sein. Einmal muß Schnee aufs Herz gerieselst sein.

Vor meinen Augen spannen sich rosafarbene Schleier. Rote Spinnen saßen an den Punkten, wo die Fäden sich knüpften. Alles, was ich sah, war in zarte rosa Karos geteilt, wie ein Bauernlaken, wie ein Schachbrett. Schach der Dame, dachte ich.

Ich konnte nicht weiter denken. Ich war von dem Blutsturz allzu benommen.

Aber wie ich mich zu der Dame an meiner Seite kehrte: weiteten sich meine Augen vor Entsetzen.

Ich sah nichts als ihre schwarze Silhouette und in dieser schwarzen Silhouette ein rotes zuckendes Herz.

Und dieses Herz – blutete.

Schnee fiel draußen hinter dem Wagenfenster und schien in das blutende Herz zu fallen, wo die weißen Schneeflocken sich in blutrote Tränen verwandelten.

Weinte wer um mich?

„Es ist nicht wahr«, schrie ich, »ihr Herz lebt nicht mehr! es kann nicht mehr leben! da ich es in einer Winternacht im Schnee vergrub –,,

Das Herz brannte wie eine rote Ampel im schwarzen Wagen.

Der Schnee fiel: auf die Welt, auf den Wagen, auf mich.

Schwarz ist die Nacht,
und rot ist das Herz,
und weiß, so weiß ist der Schnee –

Bis an den Hals ging mir der Schnee, da sank ich in Ohnmacht.

VIII.

Charité

Ich erwachte von einem Ruck.

Der Wagen hielt.

„Charité!“ schrie der Chauffeur.

„Ich nehme ihn links, du nimmst ihn rechts unter den Arm“, sagte die Dame.

Ich war so geschwächt, daß ich vor mich hinblickte, wie ich ein Bein vor das andere setzte. Wer geht da? Ich will gar nicht gehen. Es geht.

„Chauffeur, Sie warten noch!“ sagte die weder gute noch böse Stimme.

Im Aufnahmezimmer legte ich mich auf das Ledersofa.

Ein Assistenzarzt, die englische Pfeife schief im Munde hängend, trat mißvergnügt auf mich zu.

„Da es fünf Minuten vor zwölf Uhr Mitternacht, mithin noch heute ist, müssen Sie den heutigen Tag noch mit bezahlen, verstehen Sie?“

Ich verstand und bewegte schwach den Kopf.

Alles schiebt heute. Alles will Geschäfte machen. Vermutlich steckt er das Geld für den heutigen Tag in seine Tasche. Wahrscheinlich wird er schlecht bezahlt. Charité – wie heißt doch das gleich auf deutsch? Jedenfalls scheint es eine Art Medizinalnepp zu sein. Nachtbar mit Tuberkellern. Ethik hin, Ethik her. In diesen Spermatozonen gibts nur eine Spirochethik.

„Zahlen müssen Sie!“ schrie der Assistenzarzt, und die Pfeife fiel ihm beinah vor Wut aus den falschen Zähnen.

Ein Wärter, mit dem Kopf eines Warzenschweines, der inzwischen herbeigeschlurft kam, nickte schadenfroh.

„Sie müssen zahlen, acht Tage voraus, pränumerando, dann können Sie aufgenommen werden ...“

Barmherzigkeit! Was sind das für Menschen!

Und da wußte ich auch, was Charité hieß:

Barmherzigkeit ...

Ich faßte in meine Brusttasche, um meine Briefftasche herauszuholen und die widerlichen Mahner zu beruhigen –

Die Briefftasche war fort!

Ich richtete mich erregt auf.

Ich suchte in allen Taschen.

Nichts zu finden.

Die Briefftasche blieb verschwunden.

„Aber ich habe doch meine Briefftasche im Kabarett noch gehabt.“

„Wer hat, hat“, sagte das Warzenschwein,

„und wer gehabt hat, der hat gehabt.“

„Aber –,

„Aber aber“, öffte der Assistenzarzt, »“haben Sie den Herrn und die Dame gekannt, die Sie hier abgeliefert haben?“

Welchen Herrn – und welche Dame – ach – ich erinnere mich – ich sah mich um – sie waren nicht mehr da ...

„Nein, ich habe den Herrn und die Dame, die so liebenswürdig waren, mir in meinem Unglück beizustehen, nicht gekannt ... seit wann sind sie denn hier weg ... sie waren doch eben noch hier?“

„Sie sind vor ein paar Minuten gegangen ... und“, der Wärter und der Assistenzarzt brüllten vor Vergnügen, „wahrscheinlich waren sie so liebenswürdig, sich vor allem Ihrer Briefftasche anzunehmen...“

„Was heißt das?“ Ich begriff schwer in meinem Schwächezustand.

„Daß Sie vermutlich Fledderern in die Hände gefallen sind und daß man Ihnen Ihre Briefftasche ... gestohlen hat.“

„Geklaut“, sagte der Wärter mit dem Warzenkopf, „geklemmt, geganefft, stiebitzt.“

„Das ist unmöglich!“, ich entrüstete mich, so gut ich vermochte, „die Dame gehörte den ersten Kreisen der Gesellschaft an“

Der Wärter trat an das Ledersofa.

„Wenn Sie nicht zahlen können, dürfen wir Sie nicht hier behalten –„

Ich erhob mich schwach.

„Aber ich kann kaum gehen ...“

Da sah ich den Wärter dicht vor mir:

Er hatte ein Messer in der Hand und seine weiße Schürze war blutbespritzt.

„Metzger!“ schrie ich und war mit einem Satz auf den Beinen.

Metzger! gaben die Wände das Echo zurück.

Ich stolperte an der Portierloge vorbei. Die Tür schnappte hinter mir ins Schloß.

Frei! wieder frei! nicht im Gefängnis! nicht mehr das Bild dieses blutbespritzten Metzgers vor Augen, der wie Munks Vater aussah, wenn er vom Schlachten kam.

Ich lehnte meinen heißen Kopf an die kühle Mauer.

Tief atmete ich auf.

Aber dieses tiefe Atmen zerriß meine Brust.

Ein neuer Blutbach stürzte hervor und in die Knie sinkend, färbte ich mit meinem Blut den Schnee.

Nicht Schnee fiel aufs blutenden Herz –

Blut tropfte auf den weißen Schnee.

IX.

Der Mann mit dem Handkarren

Ein Mann mit einem Handkarren trabte vorüber.

Als er mich im Schnee knien sah, die Hände nach vorn gestützt – von weitem mußte ich wie ein Hund aussehen – hielt er an:

„Nanu? Sind Sie besoffen? Sie haben wohl in der Charité zuviel Kleinkinderspiritus gesoffen? Oder haben Sie einen Sechser im Schnee verloren?“

Da erblickte er die Blutlache im Schnee.

Er schüttelte den Kopf.

„Du lieber Gott – was es doch heutzutage für hartherzige Menschen gibt. Da läßt man einen armen Schwindsüchtigen so einfach mir nichts dir nichts im Schnee verrecken.“

Er nahm mich unter meine Arme, zerrte mich hoch und verfrachtete mich auf seinen Handkarren.

Mit einem alten Überzieher, der auf dem Karren gelegen war, deckte er mich zu, und als Kopfkissen diente ein Pappkarton, der klapperte und schepperte, als er ihn unterschob.

„Wo wohnen Sie?“

Ich nannte ihm meine Hausnummer.

„Das ist ganz in meiner Nähe ... hier, den Sack müssen Sie aber festhalten, daß er nicht herunterkullert.“

Und er schob neben mich auf die Karre einen ziemlich schweren Leinwandsack.

Als ich ihn wie ein Kind in meine Arme nahm, spürte ich durch die Leinwand hindurch eine eiskalte Menschenhand.

Und diese Hand war zart und schmal wie ihre Hand.

Ich war einer Übersteigerung von Gefühlen wie Schmerz, Entsetzen, Ekel, Furcht, nach den Erlebnissen dieses Abends nicht mehr fähig.

Still und steif lag ich da.

Ein eisiger Wind wehte über meine Stirn: in blitzschnellen, scharfen Stößen.

Mir war, als stände ich auf Mensur, ohne Waffe, wehrlos, und alle paar Sekunden führe mir der scharfe, spitze Schläger meines Gegners in Stirn und Wangen.

Aber kein Blut rann. Es schien in der grauenhaften Kälte sofort zu gefrieren.

Wer war mein Gegner? Wer strebte, mich unerbittlich zu vernichten?

Gott! Gott!

Vom Teufel war ich ausgesandt als funkelnde Fregatte und landete bei Gott als abgetakeltes Wrack.

Der Mann schob den Karren.

Der Wind ließ nach.

Die Wolken in den Lüften lösten sich. Immer mehr Sterne kamen zum Vorschein. Sie ordneten sich symmetrisch in goldenen Facetten zu einem riesigen Fliegenauge, das starr auf mich herniedersah.

Am Reichstagsufer hielt der Mann an.

Er horchte in die Nacht.

Das Fliegenauge war verschwunden. Wie Eisblumen glitzerten die Sterne am Himmelsfenster: dahinter Musik erklang, kaum hörbar, wie wenn in weiter Ferne Grillen zirpen.

Die Spree floß leise.

Verschlafen und fröstelnd drückten sich die Häuser aneinander.

Mit einem Ruck hatte der Mann den Sack vom Wagen gerissen und über das Geländer der Brücke gestülpt.

Ein dumpfer, stumpfer Fall auf die klatschenden Wasser. Er lauschte wieder einen Moment.

„Gut takko!“

Er rieb sich die vor Frost blauen Hände und schob den Karren auf den Straßenbahngleisen weiter.

„Sind Sie ein Verbrecher?“

Ich fragte es müde und irgendeiner Auflehnung, Aufregung oder Empörung nicht mehr fähig.

Er sprach vor sich hin als spräche er nur zu sich selbst:

„Da liegt die alte Frau im Sterbehemd aufgebahrt auf der Chaiselongue. Es hat geschneit den ganzen Tag, jetzt ist es Abend, und die Sonne stürzt und stürmt mit einem goldenen Aufschrei durch das geöffnete Fenster. Ein junges Mädchen, meine Braut, steht vor dem Spiegel und kämmt sich die langen Haare, Tränen in den Wimpern. Die alte Frau hat schneeweißes Haar. Es hat geschneit den ganzen Tag. Ihr ganzes Leben lang. Ihr Körper ist der eines jungen Mädchens: zart, schlank und von erstaunlichem Teint. Das Mädchen am Spiegel wendet sich zuweilen zu der Toten und je nachdem ihr Blick auf deren Gesicht oder Brust fällt, lächelt sie oder verzieht schmerzlich oder ein wenig böse die Lippen. So werde ich auch einmal da liegen, auf andere Weise gestorben, aber Tod ist Tod, denkt sie: in einigen Jahrzehnten – oder Jahren – oder Monaten? Wer weiß? Übermorgen ist Tanz in den Zelten und ich werde tanzen gehen.

Ich sitze am Bett und denke, wen ich schon alles sterben sah, und daß das Sterben wohl bitter, daß aber der Tod, wenn sich nach Stunden die Glieder vom Todeskampf gelöst haben, süß sein müsse. So wie die Glieder auseinanderfallen, wenn man endlich eingeschlafen ist.

Das Mädchen am Spiegel probiert ihre Frisur.

Dann wendet sie sich zu mir und sagt:

Komm, wir müssen gehen.

Ihre Stimme erstirbt, denn sie hat Furcht.

Ich drücke ihr die Hand, sehr fest, und ich bemerke, daß ich keinerlei Mitleid habe mit der Toten. Es gibt Schmerzen, die jede Fähigkeit zu einer weiteren Steigerung ausschließen und die alle Schmerzen, die andere empfinden könnten, als geringfügig ansehen lassen. Zwei Jahre sind es her, daß mein geliebtes Wesen mir dahinstarb, und was damals starb: das war Jugend, Glück, Zukunft. Hier auf der Ottomane liegt eine alte Frau, die ihre Bestimmung erfüllt hat und von der man in der Erinnerung sprechen wird: Die gute, alte Frau. Aber damals sagte man: Die schöne, junge Frau ... Was damals starb, starb unter dem siderischen Zeichen. Der Genius löschte seine Fackel in der Erde. Die Sonne erlosch. –

Ein Luftzug weht durchs Fenster.

Einige Schneeflocken fallen auf das schneeweiße Haar der toten alten Frau.

Das Mädchen tritt vom Spiegel.

Sie tritt ans Bett und küßt, ein wenig schauernd, der Toten die Stirn und dem Lebenden, küßt mir die Lippen.“

Er schwieg und schob den Karren.

Der Karren knirschte im Schnee.

Ich öffnete die Augen, die ich während der Erzählung geschlossen gehalten hatte.

„Haben Sie keine Furcht, daß ich Sie verraten könnte?“

Der andere schüttelte den Kopf.

„Als Sie da im Schnee lagen – in ihrem Blut – fühlte ich, daß Sie ein Kamerad von mir seien. Ich sah Ihre Augen einen Moment im Schein der Gaslaternen.“

„Und -?“

„Sie haben ein linkes Auge, das man nicht vergißt, wenn man einmal hineingesehen. Und dieses linke Auge – es ist das Auge über dem Herzen – verrät dem, der sehen kann, wer Sie sind.“

Ich lächelte schwach.

„Und was haben Sie in meinem linken Auge gesehen?“

„Das Bildnis einer ermordeten Frau hängt in der Pupille ...“ Ich machte keinen Versuch zu einer Widerlegung dieser abenteuerlichen und phantastischen Behauptung.

Ja: konnte ich sie überhaupt widerlegen?

Ich schwieg.

Der Karren knarrte.

Die Sterne begannen wie kleine silberne Glocken zu klingen.

„Wer war das, den Sie über die Brücke warfen?“

Er drehte den Kopf in einer Spirale wie ein widerkäuender Papagei.

„Eine gute alte Frau. Neunundsiebzig Jahre. Sie wohnte in der Krausnickstraße 23. Wir warteten in ihrer Wohnung, bis sie nach Hause kam. Dann stieß ich ihr das mit Aether getränkte Taschentuch in den Mund. Sie besaß ein kleines Winkeljuweliergeschäft. In dem Pappkarton, auf dem sie liegen, sind einige Schmuckstücke, die mich interessierten: eine lederne Tasche aus schwarzer Menschenhaut, eine Halskette aus javanischen Kinderknochen, in Platin gefaßt, und ein goldnes Halsband, dessen einzelne Glieder echte, verglaste Menschenglieder sind.“

X.

Das Haus der Schmerzen

Ich war vor meiner Wohnung angelangt.

Ich stieg vom Karren und drückte dem andern die Hand, daß er mich so weit mitgenommen.

„Ich kann Ihnen leider nichts geben. Meine Briefftasche ist mir abhanden gekommen.“

„O“, er bedauerte mit einer lebhaften Geste, „wir schwarzen Brüder sollten uns untereinander doch wenigstens nichts zuleide tun. Es ist unfair, einen Dieb zu bestehlen und einen Mörder zu ermorden ... Solches muß der verrotteten bürgerlichen Gesellschaft vorbehalten bleiben, die ja sowieso in allen Fugen kracht. – Übrigens bin ich mit allem Nötigen wohlversehen ...“

Und er zog eine Briefftasche.

„Mit wieviel darf ich Ihnen aushelfen, Kamerad?“

Er zückte einen Hundertmarkschein, drückte ihn mir in die Hand, die sich in der Verblüffung schloß, und war mit seinem Karren um die Ecke verschwunden.

Ich hörte seine Stimme noch wie ein Echo mehrmals in mir nachklingen. Beim letzten Male erkannte ich diese Stimme. Ich hatte sie lange Jahre nicht mehr gehört.

Kein Zweifel, der Mann mit dem Karren war Munk gewesen. Ich ging oder ich schwankte bis an meine Haustüre und zog den Hausschlüssel.

Ich steckte ihn ins Schloß.

Er paßte nicht.

Ich probierte wiederum.

Zum Teufel, man wird doch nicht in der Nacht plötzlich das Schloß abgeändert haben?

Ich betrachtete mir den Schlüssel. Kein Zweifel: es war mein Hausschlüssel.

Da vernahm ich aus dem Haus eine Stimme:

„Her-rein. Na Puppe. Na komme doch. Na komm Köpfchen kraulen.“

Es war die Stimme, die ich geschworen hatte, nie wieder anzuhören. Die Stimme, die die fürchterlichen Ereignisse meines Lebens mit ihrem hohlen und albernen Geplapper begleitet hatte.

Ich taumelte ein paar Schritte zurück und sah nach der Hausnummer. Ich hatte unbewußt dem Mann mit dem Karren die Adresse meiner früheren Wohnung angegeben. Es war das Haus der Schmerzen, das Haus, in dem ich mit i h r gewohnt hatte.

„Köpfchen kraulen ... Maria“ ... kreischte der Papagei. Mit übermenschlichen Kräften machte ich kehrt und rannte, stolperte, schlich die halbe Stunde bis zu meiner jetzigen Wohnung. Immer fürchtete ich, es wäre jemand hinter mir her: die Polizei, der Papagei, der Mann mit dem Karren, der Herr aus dem Auto, der Wärter mit der blutbespritzten Schürze aus der Charité, der Komiker Kontack, Pluto mit seinem Schlangenhaupt und seinem Otterszepter. Ich warf mich in meinem kleinen engen Zimmer, das nach hinten auf den Hof geht und in dem es nie Tag wird, in meinen Kleidern auf das Schlafsofa, nachdem ich hastig abgeriegelt und abgeschlossen hatte.

Und verfiel in einen tiefen, schweren Schlaf.

XI.

Das Bild

Als ich aufwachte, brannte die gelbe Tischlampe. Ich hatte vergessen, sie am Abend abzdrehen.

Das gelbe Licht tat mir wohl.

Draußen war trüber, grauer Tag. Nur spärlich sickerte das Tageslicht zwischen den Gardinen in das einfenstrige Hinterzimmer. Es roch nach aromatischem Essig.

Ich sah nach der Uhr: halb zwölf Uhr mittag.

Ich seufzte tief und wie erlöst auf.

Ich war bei mir zu Hause.

Bei der Uhr blinkte der bläuliche Mondstein, und die kleine indische Katze aus gelbem Marmor stand daneben. Und unter der Lampe: von ihrem Lampenschirm mit einem blassen Heiligenschein umgossen: I h r B i l d.

Wie zum Schutz hielt ihre Hand die weiße Rose vor sich an der Brust. Das blonde Haar war hoch aufgesteckt. Die Lippen, halb geöffnet, ließen die zarten Zähne sehen. Aber die Augen – ihre guten Augen sahen mich böse an.

Was bedeutete das?

War es nicht wahr, daß sie mir verziehen hatte?

War ihre Vergebung – Komödie gewesen?

Hatte sie mir nur scheinbar verziehen, um mich jetzt um so grauenvoller zu martern: wie man zu Zeiten der Inquisition die Delinquenten durch unzählige Gänge und Dutzende von Türen entfliehen ließ – und erst, als hinter der letzten auf freiem Felde das Gefühl der endlichen Freiheit sie dunkel zu berauschen begann: der Henker plötzlich vor ihnen rot aus dem Boden sproß wie gigantischer Mohn?

Erinnerungsfetzen aus den Begebenheiten der letzten Nacht flogen vor meinem Bewußtsein vorüber wie Wolken im Wind.

Und ich erinnerte mich:

daß ihre Augen gestern nacht mich gesucht hatten; daß ihre Augen, die Augen einer Toten, in dieser Welt, auf dieser Erde noch lebten... mich zwangen, in sie zu sehen, in ihnen mich selbst zu spiegeln – und mich zur

Rechenschaft ziehen wollten.

Warum hatte ich den Mann, der das Armband mit den Menschaugen gestohlen hatte, nicht gebeten, es mir zu zeigen? War es nicht möglich – daß ihre Augen darunter waren? Warum hatte ich mir die Adresse dieses Mannes nicht notiert?

Ich hätte ihm das Armband abkaufen sollen...

Unsinn... dies war natürlich Unsinn... Mörder pflegen ihre Visitenkarten nicht jedermann zu überreichen.

Ich blickte noch einmal zum Bild herüber.

Die Augen glänzten wie zwei Mondsteine.

Der Mondstein, den sie mir als Talisman gelassen hatte, war ihr geheimes Symbol gewesen.

Ich blickte in die Augen.

Sie hatten mich treu bewahrt.

Ich sah mich.

Überall war ich – ich – ich.

O wie ich mich haßte, wie ich begierig war, mich aus dem Gedächtnis der Menschen, aus dem ihren und aus dem meinen auszulöschen.

Ich griff nach dem Bild.

Die Lippen schienen sich zu bewegen und mich deuchte, sie sprächen die Worte, die Schuster Leidl immer gesprochen hatte:

“Nicht böse sein –“

Ich öffnete den Rahmen, nahm die Photographie heraus und schnitt mit der kleinen Schere, die auf dem Tisch lag, dem Bild die Augen aus dem Kopf.

XII.

Der Brief

Es klopfte.

Ich fuhr zusammen, verbarg das Bild im Bett.

“Wer ist da?”

Es war das Dienstmädchen Elise.

Ich ging zur Tür und öffnete.

Sie brachte das Frühstück und die Post.

Ich kroch sofort wieder in die Kissen.

Mir war unsagbar elend zumute.

Ich fühlte meinen Puls. Zweifellos hatte ich Fieber. Es war das vernünftigste, im Bett zu bleiben. Dieser verdammte Blutsturz gestern abend. Man hält auch gar nichts mehr aus.

Unter den Briefen waren Geschäftsbriefe, darunter einer, ob ich für 8000 Mark im Monat am Kabarett “Fledermaus” in Königsberg gastieren wolle. Das Engagement ging nun auch zum Teufel, und ich hätte die 8000 Mark so gut brauchen können, Herrgott, nicht mal einen anständigen Anzug hat man mehr.

Ein anderer Brief: ein Lehrer aus Schmachtenhagen, Kreis Krossen, bat mich um ein Autogramm. Der Lessingbund in Braunschweig, die Sternwarte in Mannheim, die Literarische Gesellschaft in Nürnberg und die Bücherstube Esplanade in Hamburg fragten an, ob ich bei ihnen lesen wolle “aus meinen Werken”. Aus meinen Werken. Diese Couplets, die ich da verfertige, nennt man also Werke. Mir wird übel. Wenn diese Gesellschaft und diese Gesellschaften wüßten, was alles mein Werk ist, aus dem ich nicht lesen werde, weil ich es selbst nicht zu entziffern vermag.

Ich schreibe Hieroglyphen.

Schließlich fand ich noch einen Privatbrief:

“Herrn.....t”

Wahrscheinlich von einem Mädchen, der Orthographie zufolge. Und ich öffnete:

Berlin,.....Krankenhaus

Station 2, Zimmer 20.

Teile Ihnen hierdurch mit, daß Fräulein Marianne hier im Krankenhaus liegt. Fräulein Marianne hätte selbst geschrieben, hat aber hohes Fieber. Besuchszeit: Mittwoch, Sonnabend und Sonntag 2-3.

Mit bestem Gruß
für Fräulein Marianne

Die Unterschrift war unleserlich.

Meine Augen begannen wieder, sich rosa zu verschleiern. Ich besann mich vergebens, wie ich zu diesem Brief käme und wer dieses Fräulein Marianne sein sollte. Ich hatte viele Frauen lieb gehabt, vielleicht war Fräulein Marianne unter ihnen. Vielleicht erinnerte sie sich meiner, da es ihr schlecht ging. Ich würde ihr 50 Mark schicken, natürlich. Gott, von 50 Mark kann man selbstverständlich keine Sprünge machen heutzutage, aber sie soll wenigstens meinen guten Willen sehen.

Da durchfuhr es mich, wie eine Ahnung, blitzschnell: Station 2, das ist die Station, wo die Wöchnerinnen liegen.

Diese Ahnung trog mich nicht, gewiß nicht.

Ich, selber eine Ausgeburt der Hölle, von Pluto, dem Höllenfürsten in eigener Person teuflisch gesegnet und geweiht, hatte wieder einmal ein Kind in die Welt gesetzt, ein elendes Kind in diese gottverfluchte Welt, in diesen eitrigen Abszeß einer (vielleicht vorhandenen) wahren Welt.

Aber wer war die Mutter?

Marianne... Marianne... ich wiederholte völlig sinnlos dreißigmal den Namen, ohne daß er mir bekannter oder vertrauter geworden wäre. Ich hatte das letzte halbe Jahr geliebt wie nur je in meinem Leben.

Weil ich mich von ihr befreien wollte.

Und sicher war auch der gestrige Blutsturz eine Folge dieser wahnwitzigen Ausschweifungen: denn, nicht genug gesättigt von einer Frau, hatte ich an manchen Tagen zwei, drei Frauen umarmt. Im Auto. Im Hausflur. Im Tiergarten. Ich hatte mir selten die Mühe gemacht, sie mit nach Hause zu nehmen. Es war unmöglich, ihre Namen, ja auch nur ihre Gesichtszüge zu behalten. Vor einigen Wochen lernte ich auf einer Abendgesellschaft eine Dame kennen, die nach dem Essen, als wir uns in eine Ecke des Wintergartens zurückgezogen, eine Vertraulichkeit mir gegenüber an den Tag legte, die mich entzückte, aber befremdete. Erst

nach einer Weile begriff ich, d. h. ich erinnerte mich: ich hatte mit der Dame einmal eine Nacht geschlafen, es aber völlig vergessen.

Wer war die junge Mutter im Krankenhaus?

Kontoristinnen, Schauspielerinnen, junge Damen der sogenannten Gesellschaft, Dienstmädchen, Plätterinnen, Chansonetten, fünfzehnjährige Mädchen, verheiratete Frauen und Mütter zogen in langer Reihe an mir vorüber:

Wer war es?

Ihre Gestalten waren schattenhaft, undeutlich ihre Gesichter, ihre Namen hatte ich vergessen, nur manchmal blitzte ein Name auf wie: Lotte, Lilly, Anny, Grete – nur eines wußte ich:

Daß ich sie alle geliebt hatte, nicht wie man Puppen oder Glasperlen, sondern wie man Sterne und Tiere und Blumen liebt.

XIII.

Der Albino

Es klingelte.

Ich schreckte empor.

Die Polizei?

Ich hörte das Dienstmädchen im Korridor verhandeln: "Aber der Herr liegt noch im Bett –"

Eine Stimme, deren Wohllaut mich bezauberte, erwiderte: "O, das macht nichts – lassen Sie uns nur bitte herein."

Es klopfte und herein traten

die Dame und der Herr von gestern Abend.

Die Dame trug einen Sealpelz und einen kleinen schwarzen Hut. Sie konnte, nach den Gesichtszügen zu urteilen, die sie hinter einem feinmaschigen Schleier verdeckte, in dem auf der linken Wange eine Libelle eingestickt war – kaum zwanzig Jahre zählen. Sie hatte einen Fliederstrauß in der Hand, den sie mir lächelnd auf die Kissen legte.

Der Herr hinter ihr war korrekt im Zylinder erschienen, den er jetzt ablegte. Er tat auch seinen Nerzpelz ab, und ein etwas altmodischer Gehrock kam zum Vorschein.

Jetzt trat er auf mich zu. Ich sah zum erstenmal sein Gesicht, seine Augen.

Es war ein Albino.

Seine Augen waren rot wie die gewisser Kaninchensorten. Er trug einen Fransenbart wie Schuster Leidl.

Sein Haupt- und Barthaar war schneeweiß, obgleich ich sein Alter auf höchstens vierzig Jahre schätzte.

"Wir haben in der Charité angeklingelt. Sie waren nicht mehr da. Nun, wie geht es? Sprechen Sie nicht laut – Sie dürfen nur leise sprechen – die Lunge muß geschont und möglichst stillgelegt werden – bleiben sie auf dem Rücken liegen – so – ich werde einmal ein wenig perkutieren und auskultieren – so gut es geht, ohne Sie anzustrengen."

Er schlug die Bettdecke zurück.

Der Flieder fiel zu Boden.

Die Dame hob ihn gleichgültig auf und steckte ihn in die Wasserkaraffe

auf dem Waschtisch.

Der Albino klopfte meinen Brustkasten ab und ich weiß nicht, warum ich mir seine Manipulationen gefallen ließ. Wer hat denn den Doktor bestellt?

“Rechts starke Dämpfung – das scheint eine alte Stelle zu sein – haben Sie eine Kaverne gehabt? Von dort aus muß der Bluterguß stattgefunden haben.”

Er griff in die Brusttasche und zog ein zusammenlegbares Stethoskop hervor. Er schraubte es zusammen und setzte es mir auf die Brust:

“Wie gewöhnlich atmen – nicht anstrengen – flüstern Sie mal: neunundneunzig – nochmal – neunundneunzig – neunundneunzig –“

Er erhob sich.

“Sie können in diesem engen und finsternen Raum, der weder genug Licht noch Luft hat, nicht länger bleiben. Sie müssen in ein Sanatorium oder Krankenhaus – unterbrechen Sie mich nicht – Sie brauchen Ruhe, Pflege, und eine Schwester” – damit streifte sein Blick die blonde Dame – “muß immer um Sie sein. Ich habe das Sanitätsauto gleich mitgebracht. Es wartet unten vor der Tür.”

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

Das Rotaugige sah mich durchdringend an.

Die Dame trat ans Bett und nahm meine Hand.

“Sie müssen etwas für sich tun. Ich kann es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, Sie so hilflos und verlassen hier liegen zu lassen.”

Aber, als ich ihre Hand fühlte, die eiskalt in meiner heißen Fieberhand lag wie eine Totenhand, da kam es wieder über mich: “Lassen Sie mich – lassen Sie mich allein – Sie wissen nicht, wem Sie Ihre Hilfe angedeihen lassen – wem Sie Ihre schöne und gute Hand geben. Beugen Sie sich nicht zu nahe über mich, daß der Pesthauch meines Atems Sie nicht trifft. Blicken Sie mir nicht ins Auge. Sehen Sie nicht in mein linkes Auge, das Auge über dem Herzen. In meinen Augen wohnt das Grauen. Ein Händedruck von mir ist giftig wie ein Stich eines Skorpions.”

Der Rotäugige stand da, die Hände auf dem Rücken gekreuzt.

“T. B. C. mit psychogener Ursache. Eine Analyse nicht nur des Sputums, sondern vor allem der Seele täte not.”

Die Dame neigte sich über mich, daß ich ihren Atem spürte, und der duftete süß wie Oleander oder Mandel oder Hyazinthe. "Mein lieber Mensch, seien Sie unbesorgt, fürchten Sie nichts. Und wenn Sie ein Verbrecher, und wenn Sie ein Mörder wären: ich würde Sie dennoch pflegen. Ich würde Sie nicht weniger lieb haben und nicht weniger gut zu Ihnen sein. Was geht das mich an, wer und was Sie sind? Ich habe kein Recht, danach zu fragen, sondern nur die Pflicht, Ihnen zu helfen."

Ich hatte mich halb in den Kissen emporgerichtet.

Mein Herz schlug rasend: vor Seligkeit.

Wenn Erlösung möglich war, so war sie nur möglich, weil diese Frau lebte.

Der Albino griff noch einmal in seinen Gehrock.

"Hier ist übrigens Ihre Briefftasche. Sie haben sie gestern Abend im Auto verloren."

Die Tür sprang auf.

Zwei Sanitäter traten mit einer Tragbahre herein. Hinter ihnen das Dienstmädchen Elise, Tränen im Auge, die Hände ringend und wringend.

Ich wurde auf die Tragbahre gelegt.

Das rote Auge faszinierte mich. Ich wagte nicht aufzubegehren und fühlte mich auch plötzlich sterbensschwach.

Ich wurde durch den Hausflur getragen.

Neugierige Hausbewohner, alte Frauen, ein junges Mädchen in einer schottischen Bluse, ein lahmer Zollinspektor, einige Kinder warteten schon.

Der Zollinspektor hob seinen Krückstock, wobei er sich wie Friedrich der Große vorkam, und krächte:

"Das hat er von seinem Lebenswandel. Nun hat er die Auszehrung."

Schaudernd hüllten die Frauen sich in ihre Kopftücher und Schals. Das junge Mädchen lächelte hilflos und verlegen. Die Kinder sahen mit offenen Mündern auf mich, und eines sagte:

"Kuck mal, der ist tot. Komm wir wollen sterben spielen."

XIV.

Der wunderliche Wald

Den ganzen Weg hielt Hyazinthe meine Hand.

Das Sanitätsauto hatte Milchglasscheiben, so daß man nicht sehen konnte, wohin es fuhr. Auch roch es nach Kreosot, Lysoform und Karbol, daß mir zuweilen übel wurde.

Mir schien es, als ob das Auto sich gar nicht von der Stelle bewege, als ob es immer auf einem Fleck ratterte.

Aber nach einer halben Stunde hatte ich das Gefühl, als ginge es durch eine Wald.

Wenn wir nur an keinen Baum fahren.

Mit einem Ruck, der mich aus den Kissen emporwarf, hielt das Auto.

Der Chauffeur öffnete den Wagenschlag.

“Wir haben eine Panne bekommen. Sie müssen aussteigen.”

Der Albino und Hyacinthe stiegen aus.

Ich erhob mich von der Bahre. Nur mit einem Hemd bekleidet, stieg ich aus dem Wagen.

Der Albino und Hyacinthe waren verschwunden. Ich machte mir keine Gedanken darüber.

Finsternis ringsum.

Ich ging ein paar Schritt und ging wie auf Gelee oder auf einer aufgeblasenen Luftballonhülle.

Vielleicht ist die Erde ein Luftballon, der im Aether schwebt? Ich sah empor und sah einige Sterne. Eins - zwei - drei - ich begann sie zu zählen.

Die Sterne erinnerten mich an Automobillichter. Ich suchte die Lichter des Sanitätsautos im Dunkel.

Sie waren erloschen.

Das Auto war wie von der Erde verschluckt.

Es herrschte eine schwüle, drückende Atmosphäre.

Die feuchte Wärme benahm mir fast den Atem.

Noch war es dunkel, ich tastete mich vorwärts, aber vor mir brach schon die rosafarbene Ahnung des künftigen Tages durch ein tiefes Kobaltblau.

Ich tastete mich – mein Tastsinn sagte mir: von Baum zu Baum. Aber diese Bäume mußten Bäume besonderer Art sein:

Es mußten fließende Bäume sein, die aus einer schweren, dicken Flüssigkeit bestanden, denn meine Hände griffen immer wie in Honig.

Endlich wurde es, blitzartig schnell, Tag.
Ich schritt auf weichem, dampfendem Erdreich durch einen sonderbaren Wald.

Riesige Fächerpalmen wölbten sich über mir.

Kirchturmhohe Bäume standen da – Wellingtonien und Eukalyptus – und von den Stämmen floß unaufhörlich ein goldner Strom von Harz hernieder. Kakteen krallten sich in Himmel und Erde.

Eine adlergroße Libelle schwebte über meiner Stirn.

Ihr Kopf hatte etwas Mädchen-, etwas Madonnenhaftes, und fast schien es mir, als wäre es Marias Kopf.

Madonna immaculata!

Libellula immaculata!

Du Goldgeflügelte verweile einen Augenblick!

– Vor meinen Augen schrumpfte die Libelle zu ihrer natürlichen Größe zusammen und schwebte schillernd und irisierend.

Ihren Kopf konnte ich nicht mehr erkennen.

Mir schien es jetzt, als wäre es die Libelle, die auf dem Schleier der blonden Dame eingestickt war.

Ich trat in eine Lichtung.

Ein wildes Pferd erhob sich, als ich näher kam, aus einer Kute. Es galoppierte wiehernd davon und ich sah und hörte, daß es zwölf Hufe hatte, an jedem Fuß drei.

Affen schaukelten sich auf Lianen.

Sie bemerkten mich gar nicht, denn ich marschierte zwischen den Riesentieren und Riesenbäumen wie ein Hirsch- oder Rosenkäfer.

“Die Erde”, so dachte ich ziemlich unmotiviert, “gehört dir, du bist zwar ein Zwerg, aber du hast so etwas wie ein Gehirn, vermagst zu denken, logische Schlüsse zu ziehen, und die Riesentiere und Riesenbäume mit List und Scharfsinn zu überwinden.”

Durch die Bäume schimmerte ein weißer, schneebedeckter Berg. Er stieg wie eine Schwertlilie aus dem Sumpf. Je näher ich ihm kam, desto mehr Spuren menschlicher oder menschenähnlicher Füße schienen auf ihn zuzuführen. Plötzlich wurden, wie in einem Kino, auf der weißen Wand des Berges schwarze Buchstaben sichtbar:

M o u n t E v e r e s t , d a s W u n d e r v o n T i b e t .

Himmlicher Vater, schrie ich, laß mich das Wunder erleben!

Und ich schritt und schritt fürbaß.

Immer wunderlicher offenbarte sich die Landschaft. Fauna und Flora gingen ohne Abgrenzung ineinander über und man hätte nicht sagen können: dies ist ein Tier, oder: dies ist eine Pflanze. Es gab Bäume, deren Zweige waren Schlangen, und Sonnenblumen, die das Antlitz von Rochen trugen. Riesenraupen krochen des Weges, aus deren Schuppengliedern Veilchen blühten, und Fliegen flogen, die hatten statt ihrer Facettenaugen geschliffenen Diamanten. Ein Löwe wandelte auf steinernen Füßen, sein Schweif war aus Weizenhalmen.

Ich kam an Wasserfällen vorbei, an denen Mühlen standen tibetanischer Art. Nicht zum Getreidemahlen waren sie errichtet, es waren riesige Gebetsmühlen, in denen unaufhörlich das Wasser Gebete plapperte. Und Harfen hingen in den Bäumen, in denen der Wind sang.

Je höher ich stieg, desto unerträglicher gebärdete sich das Klima. Es war gleichzeitig brennend heiß und eiskalt. Ich hatte Frostbeulen an den Füßen und meine Stirn glaubte, einem Sonnenstich zu erliegen.

Herr, schrie ich, wann werde ich den Gipfel erreicht haben?

Ich sah die Fußspuren, die zum Berge führten: keine führte zurück.

Die Mühlen plapperten.

Die Winde sangen.

Aus dem Gebüsch vor mir stieg eine Nachtigall auf. Ich sah sie singend ihre dunkle Bahn im strahlenden Äther ziehn, mein Herz weitete sich und ich wußte: wer der Nachtigall Weg durch unwegsame Lüfte führt, der wird auch meinen Weg zum guten Ende leiten.

Und ich schritt und schrie und sang in die Sonne. – Aus Feuersteinen, die am Wege lagen, verfertigte ich mir, indem ich sie gegeneinander rieb oder aufeinander zerschlug, eine Keule und ein Messer.

Mit diesen Eolithen wollte ich meinen Weg schon machen.

XV.

**Eine Hyazinthe duftet und eine Nachtigall
beginnt zu schlagen**

Ich packte die Keule fester.

Da hörte ich eine Stimme, eine holde, mir schon vertraute Stimme:

“Aber Sie tun mir ja weh!”

Ich blinzelte gegen das Licht, das in meine Augen drang.

Ich hielt Hyacinthes Hand krampfhaft gepackt.

Ihre Hand, das war die Keule, mit der ich meine Feinde hatte zerschmettern wollen.

Ich lag in einem hellen, weiß angestrichenen Krankenhauszimmer in einem breiten, bequemen Bett.

Ich lag weich wie in Wolken in weißen, nach frischer Wäsche duftenden Kissen.

Hyacinthe hatte Schwestertracht angelegt.

Sie trug die weiße Haube, unter der ihr Gesicht noch verführerischer, bezaubernder hervorstrahlte wie der Mond unter einer weißen Wolke.

Um den Hals trug sie ein Kreuz.

Aber kein Mensch war an dieses Kreuz geschlagen.

Es standen darauf die Worte:

Licht! Liebe! Leben!

Ein süßer Duft durchströmte das Zimmer.

“Wonach duftet es so süß?”

Ich fragte es leise und meinte, es müsse wohl ihr Atem sein.

Sie zeigte auf den Krankentisch am Bettende.

Da stand eine weiße Hyazinthe.

Ich erschrak, aber anders, wie zuvor.

Es war ein freudiger, ein lieblicher Schreck.

Ich tastete nach ihrer Hand.

“Wie soll ich Sie nennen?”

“Nennen Sie mich nur, wie es meiner Tracht ansteht, nennen Sie mich: Schwester.”

“Nach welcher Himmelsrichtung liegt mein Zimmer, Schwester?”

“Wollen Sie die Sonne steigen oder sinken sehen?”

Ich wehrte ab.

“Ich hasse die Sonne. Der Mond ist mein Gefährte.

Die Nacht meine Freundin. Ich kann es nicht ertragen, wenn sich die Sonne in silbernen Messern spiegelt.”

Die Schwester strich mir über die Stirn.

“Das Zimmer liegt nach Norden.”

Ich seufzte erleichtert auf.

“Wie herrlich muß es am Nordpol sein – kalt – kalt – die Welt ist dort so kalt wie mein Herz – und dann: ewige Dämmerung. . . .”

Eine Nachtigall begann irgendwo zu schlagen.

Ich lauschte ihr verzückt, bis mein Entzücken in leise Angst überging.

Es war Januar – wie konnte im Januar eine Nachtigall singen?

Auch Hyacinthe hatte lauschend den Kopf erhoben.

Dann lächelte sie:

“Sie brauchen sich nicht zu verwundern oder zu beunruhigen: Es ist das junge Mädchen von der zweiten Abteilung, das sich für eine Nachtigall hält -”

“Ein Mädchen, das sich für eine Nachtigall hält?”

“Sie hat im Kindbettfieber Wahnvorstellungen bekommen und diese Wahnvorstellungen haben sie noch nicht verlassen. Sie glaubt mit ihrem Gesang den Vater ihres Kindes, das Nachtigallenmännchen, herbeilocken

zu können.”

Ich schloß die Augen und erblaßte.

Ich erinnerte mich des Briefes aus dem Krankenhaus.

Wenn ich es war, den die Nachtigall rief?

War ich ihr nicht schon begegnet, als ich im wunderlichen Wald wandelte?

Die Schwester saß auf ihrem Stuhl und stickte an einem Kinderhäubchen.

“Finden Sie nicht, daß sie wie eine wirkliche Nachtigall singt? Professor Ziegelbert, der bekannte Ornithologe, der ebenfalls hier im Hause wohnt, behauptet, daß sie bis ins kleinste den Nachtigallenruf richtig wiedergebe, obwohl sie in der Steinwüste Berlins, aus der sie nie herausgekommen, doch niemals eine Nachtigall hätte singen hören können...”

XVI.

Yenkadi

Jeden Morgen punkt elf Uhr erschien der Albino.

Er ließ sich meine Temperaturtabelle geben und runzelte die Stirn oder rülpste bedächtig.

“Gestern Abend 38,9, heute morgen 38. Das ist viel zu viel. Verdauung gehabt?”

Die Schwester antwortete statt meiner:

“Jawohl.”

“Pyramidon?”

“0,6.”

“Dionin?”

“Dreimal 0,02.”

“Nachtschweiß?”

“Zweimal das Hemd gewechselt.”

“Der Patient erhält hauptsächlich flüssige und geléeartige Speisen in möglichst kaltem Zustand: eisgekühlte Milch, Mondamin, Hühnergelée.”

“Jawohl.”

“Blut?”

“Noch im Auswurf vorhanden.”

“Falls sich der Anfall erneuert: Eisblase auflegen und dreimal 25 Tropfen Liquidsaft.”

“Jawohl.”

“Das Sputum ist untersucht?”

“Gaffky 5.”

“Schön. – Auf Wiedersehen.”

Der Albino gab mir die Hand und tätschelte mir täppisch die Stirn. –

Da ich nicht lesen durfte, besorgte die Schwester mir Klebstoff, Glanzpapier in allen Regenbogenfarben und eine Schere.

Und ich begann auszuschneiden:

Zuerst Ornamente der verschiedensten Art, die klebte ich weiß auf schwarz, oder grau auf rosa, oder blau auf gold.

Dann entstand ein Negergötze, den hing ich an die Wand über meinem Bett und betete ihn an und nannte ihn:

Yenkadi.

Es war ein weißer Götze: weiß auf schwarz.

Denn die schwarzen Menschen haben weiße und die weißen Menschen haben schwarze Götzen.

Yenkadi aber ist ein Wort vom Senegal, das besagt:

Hier ist es gut! Hier laßt uns Hütten bauen!

Hier ist das Paradies!

Der Albino lachte über Yenkadi, als er ihn neben der Klingel überm Bett hängen sah.

“Drücken Sie nur nicht einmal aus Versehen auf Yenkadi anstatt auf den Klingelknopf. Sonst stürzt vielleicht der Himmel ein ...”

Schwester Hyacinthe aber sah zuweilen mit fragenden Augen auf den Götzen, als wisse sie mehr von ihm oder als erbitte sie eine Antwort.

Und ich ging zur freieren Gestaltung meiner Papierbilder über. Gold, Blau, Silber, Schwarz, Rot, Grün, Gelb schlang und verschlang sich in chaotischen Flecken, Dreiecken, Prismen, Kreisen, Arabesken, und die Gebilde, die sich bildeten erinnerten an phantastische Insekten, Libellen und Tiefseefische oder an Urtiere, wie ich ihnen bei meinem Gang durch den wunderlichen Wald begegnet war. Ein Elefant war darunter, der trug an Stelle der Stoßzähne zwei Sägefische, an Stelle der Ohren zwei riesige Quallen, an Stelle des Schwanzes einen Aal. Und seine Augen waren zwei Seesterne.

Ich schnitt aber auch ein Gemälde, das bestand aus lauter Zeitungsausschnitten wie: “Die Schiebertante aus Amerika! Damen sparen Geld! Gelber Hund entlaufen! Maul- und Klauenseuche! Wir retten Ihre

Haare! Inventurausverkauf: Universum 1921.”

Solche Bilder waren sehr merkwürdig anzusehen. Auch schnitt ich Köpfe von Männern ab und setzte sie auf Frauenleiber und umgekehrt. Ein Staatsmann bekam die schönen Beine einer Tänzerin. Deren Kopf wurde einer Hyäne angesetzt. Der Hyänenkopf aber einem General.

So spielte ich Schöpfer.

So spielte der Teufel lieber Gott.

XVII.

Morphium

Der Inhalator zischte. Weißer Mentholdampf floß singend aus gläserner Trompete. In Tropfen hing er sich an die Decke des Zimmers, die sich feucht mit ihm besternte. Auf verstellbarem Bettisch schob die Schwester den Apparat an mich heran, dem sie ein Kissen in den zerfallenen Rücken stülpte. Unregelmäßig, von Hustenanfällen unterbrochen, sog ich die heiße Wolke in die Mundhöhle und stieß sie wieder aus. Meine Brille beschlug sich. Das Zimmer löst sich lächelnd. Wie ein weicher Watteballon wirbelte die Schwester im Reigen entrahmter Bilder, torkelnder Thermometer, entstielter Rosen, inhaltsloser Bücher, aus denen die Druckerschwärze fortgewischt war. Leere Seiten schlugen sich selbsttätig um.

“Zehn Minuten”, sagte die Schwester, “es ist genug”.

Ich sank aufatmend zurück.

Die Tür öffnete sich geheimnisvoll und unhörbar, wie eine Rosenblüte, und der Albino wurde sichtbar. Er wölbte sich bis ans Bett. Sein brauner Anzug schepperte, als wäre er von Blech. Der weiße Bart hing ihm wie eine spitze Zuckertüte am Kinn. Seine roten Augen fielen wie Franzosenkäfer auf die Bettdecke.

Mit sicherer Faust packte er den Puls.

“Wie gehts?”

Vor meiner Brille verdampfte die Feuchtigkeit: verklärter zeigte sich die Welt. Die Bilder einiger schöner Frauen, die ich geliebt, staken wieder im Rahmen. Eine hielt den Kopf in die Hand gestützt, als wäre ihr die Erde zu schwer, sie ohne Stütze auf dem Haupt zu tragen. Eine andere blinzelte heiter mit den Olivenaugen. Eine aber hielt zwei Kinder auf dem Arm: ein hell gekleidetes, zartes Mädchen und einen blonden Buben im Matrosenkleide. Sie aber, die Mutter, sah selber noch wie ein Kind aus und schien das dritte der Geschwister.

Mein Blick fiel auf die gelben Rosen. Sie wiegten sich lebendig auf ihren Stielen. Das Thermometer, das der Arzt mir aus der Achselhöhle zog, zeigte eine klare Zahl.

Das Leben war zuweilen so qualvoll bündig und bestimmt.

“39,1”, sagte der Albino zur Schwester, die sich entschuldigend in den Hüften drehte.

Ich blickte auf den Arzt. Ein guter Mann! Wie er rundlich gleich einem Ballon im Raume schwebte! Er war gewiß gewillt, den Brand zu löschen,

die Mauern zu stemmen, daß das Haus nicht bröckle. Nunmehr krepelte er die Ärmel auf. Rötliche Haare sprossen, heidekrautartig, am Unterarm hervor.

Er trat zum Tisch, entfaltete ein Etui. Wusch die Spitze des Injektionsapparates mit Eau de Cologne.

Die Schwester schlug die Bettdecke zurück, und der Albino sagte: "Na also, strecken Sie mal das rechte Bein aus."

Schmerzlos fuhr mir die Spitze ins gelbliche Fleisch, das sich über der injizierten Flüssigkeit winzig bauchte. Der Albino wusch sich und entschwebte. Die Schwester bedeckte mich mit dem Plumeau. Dann hörte man sie auf dem Gange mit dem Assistenten zwitschern.

Im Zimmer unter mir gelegen begann ein Grammophon zu rasseln. Ein Onestep, den Gelächter begleitete.

Ich richtete mich auf, ich rutschte aus dem Bett und stand mit schwankenden Knien im Zimmer. Ich war aus mir herausgetreten, und willig reihte ich mich in den Reigen der Dinge und ihnen gleichberechtigt ein. Ich trat neben die langgestielten Rosen auf dem Waschtisch, gleichen Wesens bedacht. Die Zentralheizung wärmte nicht mich, nur sich. Ich heizte mich selber. Die Bilder an den Wänden gaben sich schwesterlich zu erkennen: nicht als leibliche Frauen, als Bilder im Rahmen, gleichwie ich ein Bild in hölzern vergoldetem Rahmen war, oben und unten gehalten und gestützt und schächerhaft an die Wand genagelt. Immer kamen auf einen Christus Millionen Schächer.

Das Grammophon klingelte lustig wie eine Straßenbahn. Den Wagen dieser Töne betrat ich träumerisch zu ferner Fahrt. Ich hob die Füße, mit den Händen mußte ich die Hose meines violetten Pyjama halten, daß sie nicht falle und mich am Schreiten hindere. Immer höher stieg ich und bestieg die Wendeltreppe, die mich auf das Verdeck des Wagens führte. Dort ließ ich mich nieder und sah die Stadt steil unter mir. Rauch lag moosig über den Fabriken. Benzingeruch erfüllte die sonnige Luft. Der Fluß glänzte im beglückenden Bewußtsein des Ziels, nach dem es ihn strömend trieb. Kräne bewegten sich wie eiserne Arme auf und nieder. Bald zeigte ein Arm zum Himmel, bald zur Erde. Bald zum Fluß. Glocken klangen von allen Kirchen. Im Chor ihrer Gesänge erhob ich mich vom oberen Verdeck, grad als der Autobusschaffner mir das Billet hinreichte, und schritt, den Kopf zurückgeworfen, strahlend quer durch die Luft.

XVIII.

Das Wunder

Ich sah den Potsdamer Platz und eine bunte Menge sich auf ihm bewegen. Es war der Potsdamer Platz des Jahres 1921, aber die Menschen, die ihn bevölkerten, die aus Auto, Straßen- und Untergrundbahn stiegen, trugen griechische Trachten und Togen.

Ein Dominikanermönch brach sich durch die Menge Bahn, erhob laut seine Stimme und rief:

“Gott grüße Euch!”

Da blieben viele Menschen in ihren alexandrinischen Gewändern wie vor einem Straßenhändler mit Zigaretten oder Orangen stehen, und einer, es war ein Jüngling, sprach:

“Er grüße dich, ehrwürdiger Greis – falls es derselbe Gott ist, den du und wir meinen.”

Der Mönch erwiderte:

“Welches ist denn Euer Gott?”

Der Jüngling sprach:

“Es ist der Gott, dessen Tempel du dort stolz und steinern ragen siehst.”

Und er zeigte auf das Kaufhaus Wertheim und das Café Vaterland.

Der Mönch sprach:

“Es gibt nur einen einigen Gott: den Allmächtigen, Allgütigen, Allweisen – und ist kein anderer Gott neben ihm.”

Der Jüngling lächelte:

“Dein Alter verbietet mir, dich zu belehren, wie ich es täte, wenn du jünger wärst. Laß dir aber sagen, daß ich viele Götter kenne: den von Berlin, den von Yokohama, den von Moskau. Der von Moskau oder Yokohama hat keine Macht über uns; so wird also auch dein Gott, Fremdling – denn als ein solcher gibst du dich durch deine Tracht zu erkennen – nichts für oder gegen uns vermögen.”

Der Mönch sprach:

“Es ist nur ein Gott, geoffenbart durch seinen Sohn, der vom Himmel zur Erde herniederstieg.”

Da drängte ich, der ich das Gespräch bis hier verfolgt hatte, mich durch den Kreis und schrie zum Mönch herüber:

“He, du schmutziger Affensohn, sieh zu, daß ich dich nicht an deinem unreinlichen Bart packe und scher dich weiter mit deinen kindischen Lügen.

Die magst du den hirnerlassenen Söhnen deines verkommenen Volkes vorreden, aber nicht den Jünglingen von Berlin, die durch die Schule der Weisheit gegangen. Hier ist die Erde – da ist der Himmel: ei, so laß doch deinen Gottessohn vom Himmel herniedersteigen. Ich sehe keine Leiter und keine Treppe, auf der ein solches möglich wäre.”

Da lachte die Menge.

Der Mönch aber kniete nieder, gerade unter der Normaluhr.

“Herr, Herr, sieh mich im inbrünstigen Gebet vor dir knien. Laß mich nicht zum Gespött deiner Feinde werden. Erleuchte sie mit der Fackel deiner Weisheit und tu ein Zeichen und Wunder, daß deine Kraft und Stärke und die Wahrheit meines Glaubens und meiner Rede geoffenbart sei. Herr, Herr, steig vom Himmel nieder und kehre ein in unsere Herzen ...”

– Da öffnete sich der Himmel.

Eine Treppe schien von ihm zur Erde herniederzuführen, auf der ein schöner Jüngling, die Arme segnend gebreitet, langsam herniederstieg. Er stieg die Treppe bis zur Erde, wo er plötzlich unter den Menschen verschwand und nicht mehr gesehen ward. Und eine Stimme schlug wie Donner aus den Wolken:

“Satanas – fahre von hinnen.”

Und ich floh, die Hände vor das Gesicht gepreßt, seitwärts.

Ich hörte noch die Schreie und Rufe der Menge:

“Wo ist der Gott, daß wir ihm huldigen? Er stieg vom Himmel zur Erde – und verschwand.”

Da tönte die Stimme des Mönches wie ein Klöppel, der gegen eine Glocke schlägt:

“Er ist mitten unter Euch ...”

XIX.

Die Mondnacht

Ich erwachte unter Beklemmungen.

Der Mond schien fahl in das Zimmer und bestrahlte den weißen Götzen auf schwarzem Grund, daß er wie Radium leuchtete. Seine aus zwei Streichholzkuppen bestehenden Augen glotzten, und er stemmte seine Arme, als wolle er das Bild verlassen und zu mir herniedersteigen.

Da begann ich mich vor meiner eigenen Schöpfung zu fürchten. Yenkadi war schon immer in meiner Seele gewesen. Yenkadi war nur jetzt ans Licht getreten – weil er es wollte. Yenkadi hatte meine Taten und Untaten mitangesehen. Yenkadi kam, um Rechenschaft von mir zu fordern. Yenkadi sprach:

Ich war schon, ehe du warst, und ich werde sein, wenn du nicht mehr bist. Erinnerst du dich, als du geboren warst und zum erstenmal die Augen aufschlugst: stand ich, Yenkadi, nicht da und beugte ich mich nicht über dich? Was ist aus dir geworden, daß du mich Jahre und Jahrzehnte vergisdest – bis du mich eines Tages aus weißem Glanzpapier schneidest – und siehe, ich bin wieder offenbar! Aber ich war immer in dir und war allgegenwärtig. Ich ging durch den Wald, als du Maria zum erstenmal im Farnkraut umarmtest. Warum riefest du nicht meinen Namen, den Namen deines Gottes: Yenkadi: es wäre dir vieles erspart geblieben.

Ich schlug dir die Vorhänge zum Brautbett zurück. Du aber achtetest meiner wiederum nicht. Und in jener Nacht der Nächte, da das Blut zu fließen begann: du schwiegst und riefest nicht: Yenkadi! Yenkadi! –

Ich fühlte kalten Schweiß auf meiner Stirn.

Ich wollte schreien, aber ich vermochte nur zu röcheln: Schwester! Schwester!

Im Mondlicht stand Schwester Hyacinthe vor mir und neigte sich über mich, wie einst Yenkadi über meine Wiege. Sie hatte die blonden Haare gelöst und stand im weißen Hemd da.

Und als ich sie stehen sah:

Da sah ich, daß nicht sie es war.

Es war Maria.

Im Totenhemd stand sie da, so silbern bleich. Die Binde hatte sie vom Kinn gelöst und trocknete mir den Schweiß von der Stirn.

“Warum fürchtest du mich? Und dich? Ich bin bei dir alle Tage und

Nächte.”

Ich hob die Arme in den Mond. Der Mond und sie: das war all eines. “Bin ich nicht wahnsinnig geworden vor Sehnsucht nach dir, du Glänzende, du milder Strahl, du kühles Kind? Bist du wieder da, mich zu erlösen und meiner Liebe einen Sinn und meinem Leben einen Zweck zu geben?”

Komm! Komm in meine Arme! Komm zu mir ins Bett! Kühle mit deinen kühlen Brüsten mein brennendes Herz, mit deinen Schneelippen meine brennenden Augen! Halte die Fackel meines Schicksals stets fest in deiner guten Hand! Liebe mich! Geliebte Schwester!”

Sie saß an meinem Bett und strich mir über die Stirn.

“Ich darf nicht, mein heißer Junge: du hast Fieber! Und wenn ich dich lieben würde und du bekämst in meinen Armen einen neuen Blutsturz – was würde der Arzt sagen? Und wie würde ich diesen verbrecherischen Leichtsinns verantworten vor mir?”

“Engel!” schrie ich. “Ich habe dich gemartert – und du, du liebst mich dennoch und liebst mich über alle Begriffe und Maßen.”

Sie drückte einen sanften Kuß auf meine Lippen:

“Schlaf, Liebling, du mußt schlafen. Du darfst auch nicht mehr sprechen. Du sollst doch gesund werden.” Und sie begann leise zu singen:

“Schlaf in süßer Ruh,
Schließ die Augen zu.
Höre, wie der Regen fällt,
Wie des Nachbars Hündlein bellt.
Hündlein hat den Mann gebissen,
Hat des Räubers Kleid zerrissen.
Räuber eilt der Pforte zu.
Schlaf in süßer Ruh.”

In der Nachbarschaft bellte ein Hund.

Die kühle Hand auf meiner Stirn tat so gut.

Ganz leise schlug irgendwo eine Nachtigall.

Sie schlug noch wie streifendes Weidengebüsch in meinen strömenden Traum.

XX.

Das Totenfest

Heute war das Fest der Toten. Einmal im Jahre verlassen sie das Totenreich auf dem Grund des Meeres, wo sie zwischen Korallen, Seesternen, Rochen, Austern, Aalen und Spinnen hausen. Sie steigen aufwärts wie gläserne Quallen und wenn sie an die Meeresoberfläche gekommen sind, erheben sie sich plötzlich geflügelt in die Lüfte und ziehen wie weiße Reiherschwärme nach dem Festland, wo sie aus den Wolken niederstürzen und die Gestalt annehmen, die sie trugen, als sie noch unter den Lebenden weilten. – Ich, der Grillenhändler Hen-Yo, hatte alles zum Empfang meiner liebevollen Gattin Ise vorbereitet. Der Hausaltar war mit weißen Rosen geschmückt. Siebzehn Kerzen hatte ich davor entzündet. Denn meine Frau, meine Geliebte, meine Freundin hatte nur ein Alter von siebzehn Jahren erreicht. An der Geburt des ersten Kindes war die Zarte, Gebrechliche gestorben: sie hatte das Kind mit sich hinüber in das Totenreich genommen. Dort schlief es traumlos unter einem Kristallgestrüpp und die Mutter wachte steinern über seinen Schlaf. Die grünen Wogen zogen über sie beide dahin. – Vor dem Altar waren Näpfe mit Reis, Früchten, kleinen Kuchen aufgestellt. Denn Ise würde hungrig sein von der langen Reise durch Wasser und Wind. Der Teekessel summt. Drei Tassen waren bereitgestellt: zwei größere – sie waren noch winzig genug – und eine kleinere. Ich saß, den spitzen Kopf in die breite Hand gestützt, und wartete. Draußen am Türpfosten flatterte auf langem Papierstreifen ein Gedicht im Winde. Ich hatte es selbst gedichtet und auf das Papier getuscht: silberne Zeichen auf schwarzen Grund. Komm wieder Ise! sang das Gedicht. – Es war dunkel geworden. Die flackernde Kerze warf zitternde Schatten über den kleinen, tönernen, grünglasierten Gott, der in der Altarnische mit verschränkten Beinen saß, die Hände erhoben, daß die Handflächen wie blasse Lotosblüten nach auswärts sahen. Er machte eine strenge, abweisende, unbarmherzige Miene und schien im Halbdunkel zu grinsen. Die Bewegung seiner Hände deutete, bedeutete wohl: Laß deine törichte Hoffnung fahren, Hen-Yo! Ich, der Gott deiner Ahnen und dein Gott, der von dir wußte, ehe du warst und von dir wissen wird, wenn du nicht mehr bist, sage es dir. Ise wird nie wiederkommen. Sie wird nie wiederkommen, wie sie niemals da war. Sie ist nur ein Bild, eine Einbildung deiner Phantasie, der es an bunter Beweglichkeit nie gefehlt hat. Du hast sie geträumt. Du hast sie ersehnt. Und deine Sehnsucht hat ihr einmal schwingende Gestalt gegeben. Du bist zu schwach, sie noch einmal zu schaffen. Träume einen neuen Traum! Noch besser: schlage das Gong! werde wach! Verwese dein Wesen nicht! Du hast noch viel zu tun im Leben. Hast du zum Beispiel heute Abend schon für deine Grillen gesorgt? – Ich erhob mich. Ich trat an die Reihen zierlicher Holzkäfige, darin Hunderte von Grillen saßen. Jede Grille hatte einen Käfig, denn man durfte nicht zwei zusammensperren. Sie haßten einander und hätten sich gegenseitig auffressen. Selbst Männchen und Weibchen konnte man nicht lange zusammenlassen. Sonst fraß das Weibchen als das stärkere das Männchen auf. Ich besaß nur ein einziges Weibchen, das ich zufällig einmal mit einem Männchen im Zustand der

Umarmung gefangen hatte. Im allgemeinen ließ ich die Weibchen laufen. Denn nur die männlichen Grillen sind Handelsobjekt. Nur sie zirpen. Meine Methode, Grillen zu fangen, war übrigens sehr einfach. Ich brauchte nur einen Grashalm dazu. Mit diesem fuhr ich in die Grillenlöcher, und die Grillen, die das Kitzeln mit dem Grashalm nicht vertragen können, kamen heraus und wurden leicht meine Beute. – Aus den Nachbarhäusern schollen durch die dünne Bambuswand Klagegesänge und monotone Gebete. Einige der Grillen begannen zu zirpen. Andere fielen ein. Ich fiel vor dem Altar auf die Stirne. Ich betete das große Totengebet, danach das kleine, danach sang ich die Litanei nach der Melodie der Herbstmusik. Als ich geendet hatte, sah ich vor mir im Schein der Kerzen auf einer weißen Hyazinthe eine schwarze Grille sitzen. Ich mußte aus Versehen einen Käfig offengelassen haben. Ich nahm die Grille auf meine Hand. Es war das Weibchen, aber, o Wunder, sie begann zu zirpen und als ich genauer hinhörte, hörte ich sie sprechen, fein und leise: “Ich bin Ise. Ich bin immer in meiner zweiten Gestalt bei dir gewesen. Wir Toten können zweierlei Gestalt annehmen: weilen gleichzeitig im Totenreich und im Reich der Lebenden. Doch wissen die Lebenden davon nichts. Nur einmal im Jahre geben wir uns ihnen zu erkennen, wenn sie das Fest der weißen Hyazinthe mit uns feiern. Ich bin immer bei dir gewesen. Du hast es nur nicht gewußt. Jeden Morgen und Abend hast du mir Futter gebracht: frisches Quellwasser und zarte, grüne Miere. Ich bin dein einziges Grillenweibchen und du hast meiner zärtlich acht gehabt. Heute sollst du deinen Lohn empfangen.” Ich sah, wie die schwarzen Rückenschalen der Grille sich hoben wie Torflügel eines Kerker gewölbes und aufbrachen: und aus dem Gefängnis des Tierleibes schwebte schillernd, leicht wie Wind und durchsichtig wie Glas: Ise, wie ich sie einst gesehen, da sie noch lebte. Meine Erinnerung beschrieb sie so zauberhaft, wie sie vor mir stand. Sie trug ein blaues Kimono mit Sonnenblumen bestickt und auf dem Arm hielt sie den Knaben, der zu schlafen schien. Wir hockten nieder vor dem Altar. Dreimal beugten wir vor dem glotzenden Gott die Stirn auf den Boden. Mein Herz zitterte vor Seligkeit wie eine Winde im Wind. Ich schenkte Tee ein. Ich bot Reis, Süßigkeiten, kandierte Früchte. Ich vermochte nicht zu sprechen. Meine Lippen lagen wie Steinplatten aneinander. Der Gott im Hintergrund hatte sich in sich selbst zurückgezogen. Seine grünen Augen glänzten. Er meditierte. – Als wir schweigend Tee getrunken hatten, legte Ise das Kind dem Gott auf die Arme. Dann wandte sie sich mir zu, umarmte mich schwach und zog mich auf das eheliche Lager; die Matten lagen in der Ecke noch wie einst. Wortlos versanken wir in Seligkeit. In unsere Liebe klang das Zirpen der Grillen. Endlich fand ich Worte: “Bleib bei mir, Ise! Geh' nicht wieder von mir! Ich ertrüge es nicht!” Ise schüttelte den Kopf, die hohe blonde Frisur, in der lange gelbe Schildpattkämme steckten, neigte sich: “Ich kann nicht bei dir bleiben, Hen-Yo, als Wesen deiner Art. Als Grille wohl, oder als Stern oder Wolke. Bleibe du bei mir, Hen-Yo. Geh' mit mir über die Regenbogenbrücke. Finde den Weg, der uns auf ewig

vereint." Ich sprach: "Ist es nicht das gleiche, ob du bei mir bleibst oder ich bei dir?" Ise sah mich groß an. Ihre Augen hatten jetzt Farbe und grünlichen Glanz des göttlichen Auges. Sie schwieg. Die Kerzen brannten herunter. Die Mitternacht, die Stunde des Abschiedes der Toten, rückte näher. Ise sprach: "Hast du alles für meine Heimfahrt gerüstet, wie es Sitte ist seit altersher?" Da seufzte ich tief auf, Tränen im Auge: "Ich habe getan nach dem Gebot der Götter und Ahnen." Und ich schob die Schiebetür auf, die nach dem Garten ging. Der Garten grenzte an den Fluß. In einer Laube lag auf einem Mahagonitisch ein weißes Papierschiffchen, mit einer dünnen Kerze als Mast. Schon war der Fluß besät und besternt mit solchen Schiffen, auf denen die Seelen der Toten wieder heimwärts, stromabwärts fahren in das große Meer. Tausende und aber Tausende glitten in der stillen Strömung. Die Kerzen blinkten. Die Klagegesänge am Ufer schollen ihnen nach. Da sprach Ise: "Du hast ein Boot am Steg liegen, mit dem du zuweilen zum Fischfang fährst. Fahre du selbst mich wieder zu den Toten und bleibe bei mir! Nimm mich mit in dein Boot!" Da ließ ich das Papierschiffchen ohne Kerze im Fluß dahintreiben, wo es an ein anderes stieß, Feuer fing und versank. Ich löste die Kette, Ise, das Kind auf dem Arm, sprang in das Boot und setzte sich in den Bug. Ich band die heilige Kerze an den Mast, entzündete sie und ergriff das Steuer. Und leise glitt der Kahn abwärts, dem Meere zu.

XXI.

**Wenn die kleine Glocke klingt.
- Die Tür ohne Klinke**

Ich fand mich am Morgen wieder an den Strand meines Bettes geworfen.

Hyacinthe hielt das Bild Marias in der Hand.

Sie betrachtete es mit zärtlicher Aufmerksamkeit.

Aber die Figur im Bild und sie selbst schienen mir einander so ähnlich zu sein, daß ich nicht wußte: sah das Bild sie – oder sah sie das Bild an?

Bis ich mich wieder erinnerte, daß das Bild ja nicht sehen könne: da es keine Augen habe.

Denn ich hatte ihm die Augen ausgestochen.

Vor Wut. Vor Empörung. Vor Angst. Vor Bosheit.

Und ich empfand Scham und Grauen vor mir selbst.

„Was für eine wunderbare Frau muß dies gewesen sein!“ sagte Hyacinthe, „gefestigt in sich. Harmonisch gewölbt wie die Kuppel des Michel Angelo zu Sankt Peter in Rom, aber reich geschmückt wie ein Tabernakel des Bernini. Sie lächelt ernst: Madonna des Cimabue. Sie blüht, eine weiße Rose auf schwarzem Grunde, Schwester des Yenkadi. Man müßte ihr ein Grabmal errichten wie das kolossalische Grabmal der Cecilia Metella an der Appischen Straße vor der Porta San Sebastiane in Rom. Sie trägt das Zeichen der heiligen Drei auf der Stirn: war Mutter dir, Kind und Geliebte.«

Yenkadi an der Wand bewegte zu mir die Lippen: Wenn die Drei wieder eines wird, wie die Drei einmal eines war – dann bist du erlöst.

Hyacinthe sprach:

„Ich bin nicht reich genug, dies alles zu sein. Aber ich liebe dich.“

Ich richtete mich auf:

„Wann wirst du mir gehören, wie du es mir geschworen hast?“

Sie strich sich das Haar aus der Stirn, das wild aus der Haube quoll:

„Wenn die kleine Glocke klingt ...“

Dann küßte sie mich sanft auf die Stirn:

„Du mußt vor allem gesund werden, lieber Mensch.“
Sie sah mir lange in die Augen.

Ich wurde unsicher.

„Was siehst du mich so prüfend an?“

„Weil ich gern in deine Augen sehe.“

Ich wurde unruhig:

„Das ist nicht wahr. Du willst etwas entdecken. Du forschst nach etwas. Du siehst nicht: du spähest wie ein Jäger auf der Jagd. Wie ein Raubvogel nach seinem Opfer.“

„Aber Kind, wie komisch du bist!“

„Wenn ich komisch bin, warum lachst du nicht, wie ich über mich lache?“
Ich bekam einen exaltierten Lachkrampf. „Ich finde mich in der Tat recht komisch.“

„Du mußt dich beruhigen.“

„Du siehst immer so sonderbar in mein linkes Auge. Was siehst du da?“

„Aber deine beiden Augen sind mir gleich lieb.“

„Nein, du siehst immer in mein linkes Auge, das Auge über dem Herzen. Was siehst du darin?“

Sie sah mich groß an:

„Mich!“

Da fiel ich in die Kissen zurück.

»So – wirst – du – auch – ihr – Schicksal – erleiden ...“

Ich richtete mich wieder auf:

„Aber hast du es nicht vielleicht verdient, he?“

Ich wurde böse und bissig.

„Der Mondstein, der neben der indischen Katze und dem Bild ohne Augen liegt, ist seit einigen Tagen trüb. Und die Marmorkatze hat einen Sprung

bekommen. Weißt du, was das bedeutet?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Daß du mich betrügst! Alle deine Liebesschwüre sind Lüge! Du verweigerst dich mir ja auch. Du betrügst mich –„

„Aber Kind, mit wem?“

Ich schrie:

„Mit dem Albino!“

Sie lächelte traurig:

„Liebling ...“

Ich richtete mich höher:

„O, ich habe einen Beweis. Ich habe es erst heute entdeckt. Warum hat die Tür dieses Zimmers keine Klinke? Und das Fenster keinen Riegel?

Ich will es dir sagen: ich liege hilflos hier im Bett und vielleicht haltet Ihr mich künstlich krank: weil Ihr fürchtet, daß ich Euch folgen und Euch in Eurem schändlichen Treiben überraschen könnte. O, ich durchschaue Euch. Zeig' deine linke Hand. Warum ist sie zur Faust geballt? Nein, du willst mich nicht schlagen (obgleich deine geheimste Sehnsucht vielleicht danach giepert, mich zu schlagen, zu stechen, zu martern): aber der Drücker der Tür ist darin – und wer den Drücker nicht hat, der kann die Tür von innen nicht öffnen. Ich bin Euer Gefangener. Wehr- und hilflos bin ich Euch preisgegeben.“

Ein Weinkrampf erschütterte mich.

Hyazinthe strich mir übers Haar mit einem leichten Kuß. Ich fühlte ihren Arm.

Die Hyazinthe auf dem Krankentisch duftete.

„Weine dich aus, Liebling, weine dich aus. Du fieberst.“

XXII.

Amor und Psyche

„Die psychoanalytische Heilmethode,“ sagte der Albino, „ist der reine Humbug. Heckmeck. Weil sie den biologischen Unterbau völlig außer acht läßt. Meinen Sie, daß ein Mann mit homosexueller Veranlagung, wenn man ihm seine verdrängten Komplexe nachweist und wenn man das unterste Bewußtsein wirklich zu oberst gekehrt hat: dann wirklich geheilt ist? Er wird Ihnen was husten. Er bleibt genau so homosexuell, wie er war. Man muß ihn operieren. Drüsenoperation. Darauf kommt es an. Acht Tage später zeugt er schon mit einer wahren Begeisterung das erste Kind. Betrachten Sie die Versuche von Professor Steinach an Ratten. Er hat männlichen Ratten weibliche Geschlechtsdrüsen eingesetzt und umgekehrt. Und automatisch stellte sich das „Seelenleben“ um. Eine männliche Ratte nahm weibische, eine weibliche nahm männliche Manieren und Neigungen an. Ich bin Marxist. Die Psyche entspricht hier der Kultur im allgemeinen. Die Psyche ist nur der Oberbau auf der physischen, die Kultur der Oberbau auf der wirtschaftlichen Grundlage.“

Ich wagte einzuwerfen:

„Die Psychoanalyse scheint mir zur Erkenntnis künstlerischer Vorgänge immerhin nicht mehr entbehrlich.“

Der Albino runzelte die Stirn. Seine roten Augen wurden noch röter. „Gehen Sie mir mit der Kunst. Sowie Sie aufstehen können – zeigen Sie mal Ihren Puls: ausgezeichnet; und die Temperatur? Famos – wie gesagt, ich gestatte Ihnen dann Besuche in der Abteilung römisch drei. Da finden Sie auf ein paar Quadratmeter Raum Goethes, Schillers, Böcklins, Manets und Monets, Pindars und Hölderlins, Kokoschkas und Picassos soviel Sie wollen. Und der gesamte übrige kulturelle Oberbau ist reich vertreten: Loyolas, Hexen, Mönche, Sphinxen, Teufelsbeschwörer, Samurais, Wallensteiner, Höllenfürsten – was Sie wollen. Sogar der liebe Gott ist persönlich anwesend und erteilt Audienz von 2-4. Leider ist die medizinische Wissenschaft noch nicht so weit: aber eines Tages wird sie so weit sein: alle diese Burschen und Frauenzimmer brauchen nur irgendwo operiert zu werden, dann würden sie die brauchbarsten Menschen. Ich bin für Operieren und Einspritzen. Das ist die ganze ärztliche Weisheit. Chirurgie! Chemismus! Wenn Sie so weit sind, spritze ich Ihnen Tuberkulin ein, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht.“

Schwester Hyacinthe lachte über sein grimmiges Gesicht. Sie wußte, man durfte dem Albino nicht mit Psychoanalyse kommen: dann wurde er wild. Das war sein Komplex.

Als er aus dem Zimmer war, lachte auch ich.

„Siehst du“« – Hyacinthe duzte mich und ich sie nur, wenn wir allein

waren –, “heut ist ein wunderschöner Tag. Heut hast du zum ersten Male gelacht! Und aufstehen darfst du auch! Du bekommst einen Stock mit Gummispitze, einen Drücker, um die Tür zu öffnen und dann kannst du im Hause Besuche machen.“

„Ich höre immer noch die Nachtigall singen. Ich muß zuerst zu ihr gehen – ob es mir gelingt, sie aus dem Käfig zu befreien –,

„Vorläufig sitzt du selbst noch im Käfig“, neckte Hyacinthe.

Die Ader auf meiner Stirn schwoll an.

„Nun, nun“, sie küßte die Ader, die unter ihren Lippen dahinschwand.

„So schlimm war's nicht gemeint ...“

Quellenangaben



Meine Lizenz



Ebook Gisela Rieger

Meine Homepage

Cover: Wurde dem Buch entnommen und durch Gisela Rieger neu bearbeitet.

Kleines Bild: Logo 664: „OPEN“, heinz.p, CC-Lizenz (BY 2.0)

<http://creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/deed.de>

Bild stammt aus der kostenlosen Bilddatenbank <http://www.piqs.de>

Die Texte ab XXIII. werden als Ebook 2 veröffentlicht.